



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Achtzehntes Kapitel. Die Hochseeflotte im Kriege

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Achtzehntes Kapitel

Die Hochseeflotte im Kriege

1

Ich stehe vor dem schmerzlichsten Teil meiner Aufgabe, nämlich mich darüber auszusprechen, weshalb unsere Flotte, nachdem unsere Politik den Ausbruch des Krieges nicht hatte vermeiden können, uns keinen gerechten Frieden hat erstreiten dürfen, sondern selbst das schmachvollste Ende gefunden hat. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine seekriegsgeschichtliche Darstellung zu geben. Es kommt mir, dem Zweck des ganzen Buches entsprechend, nur darauf an, die wesentlichsten Gesichtspunkte für die Beurteilung unserer Flotte hervorzuheben. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß auch unsere Armee, die bei Kriegsbeginn in hoher Vollendung dastand, der ungeheuren Übermacht schließlich unterlegen ist. Den Einwand, daß wir ohne Flotte den Weltkrieg nicht bekommen hätten, habe ich früher zurückgewiesen, denn es war für England seit Jahrzehnten zum Staatsgrundsatz geworden, ein Niederwerfen Frankreichs nicht zu dulden.

Unsere Seemacht war im Jahr 1914 zwar schon sehr beträchtlich, aber zur sicheren Erfüllung des für Krieg und Frieden geltenden Risikoprinzips noch nicht reif; sie war noch in voller Entwicklung begriffen, als sie den fünf größten Seemächten gegenübergestellt wurde, zu denen 1917 noch Amerika hinzutrat.

Trotz allem bin ich auch heute noch der Überzeugung, und das ist das Tragische an dem Endergebnis: die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungsstand, das Material dem englischen überlegen. Das sichtbarste Zeichen für den militärischen Wert unserer Flotte und die hohe Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit durch den Gegner lag wohl in der Tatsache, daß die Engländer, je länger der

Krieg dauerte, desto bestimmter einen Zusammenstoß mit ihr vermieden. Sie haben trotz immer wachsender Überlegenheit unsere Streitkraft niemals mit Vorbedacht angegriffen. Kein Zusammenstoß ist von ihrer Seite gesucht. Unsere Flotte ist schließlich von derselben Krankheit erfaßt worden, von der ganz Deutschland verseucht wurde. Wenn sie auf den großen Schiffen einige Tage früher als in der Armee und offensichtlich in die Erscheinung getreten ist, so liegt ein wesentlicher Grund hierfür in den engen Beziehungen, die sich auf den Werften zwischen den verhetzten Arbeitermassen und dem Schiffspersonal, namentlich den Heizern, herausbilden konnten. Diese parteipolitische Bewegung, deren Leitung in Berlin saß, wurde von der damaligen Reichsleitung geduldet.

Wie im ganzen Volk, so herrschte bei Beginn des Krieges auch in der Marine das sichere Gefühl, daß es in Deutschland niemand gab, der den Krieg erstrebt hätte. So geschickte es England auch angefangen hatte, als es die ihm 1914 sich bietende Gelegenheit ausnutzte: sein lang vorbereiteter Plan, Deutschlands Zukunft zu vernichten, war doch zu offenkundig gewesen. Demzufolge war der Geist unserer Flotte zu Beginn des Krieges hoch gestimmt und ließ das Beste erwarten. Alte Reservisten stellten bei den Musterungen das Gesuch an ihre Offiziere, an den Geschützen verwendet zu werden und nicht in Sicherheit unter Deck beim Munitionsmannern. Unsere Torpedobootskommandanten hofften auf den Befehl „Flagge Z vor“¹⁾. Die Seekadetten und Fähnriche der geschlossenen Marineschule und der außer Dienst gestellten Schulschiffe begehrten stürmisch an Bord zu kommen, sei es auch nur, um als Läufer des Kommandanten Verwendung zu finden. Die üblichen Belohnungen bei Rekordleistungen im Kohlen wurden von den kohlenden Heizern und Matrosen abgelehnt: „Wir arbeiten ohne Belohnung.“ Seeoffiziere und Ingenieure wetteiferten, das Schiff auf höchste Gefechtsbereitschaft zu bekommen.

Jeder Angehörige der Marine war sich bei Kriegsbeginn darüber klar, einem Feind entgegenzutreten, der über eine starke Übermacht gebot und dessen Unbesiegbarkeit auf See fast zum Dogma geworden war. Franzosen, Russen, Italiener wurden als Gegner sozusagen gar nicht gerechnet. Schon im Frieden hatte sich die deutsche und die eng-

¹⁾ Signal zum Angriff.

lische Marine gegenseitig in besonderer Weise geachtet. Es ist freilich eine reine Erfindung, daß damals in den deutschen Seeoffiziersmessen auf den „Tag“ (der Schlacht mit Englands Flotte) angestoßen wurde. Diese Lüge gehört in das große Kapitel der uns angedichteten Angriffsabsichten, mit denen die Weltpresse überschwemmt worden ist. Dazu war doch die Sympathie mit dem englischen Seeoffizierskorps vor dem Kriege noch zu stark, und unsere vornehme Gesinnung hätte Derartiges völlig unmöglich gemacht, ganz abgesehen von der Torheit eines Wunsches, mit einem doppelt so starken, tüchtigen Gegner kämpfen zu wollen.

Bevor ich auf die beiden Hauptursachen eingehe, weshalb unsere Flotte den Enderfolg ihres Daseins nicht hat erreichen können, will ich ein kurzes Bild geben von den tatsächlichen Wirkungen, welche sie auf die Gestaltung des Kriegsverlaufes ausgeübt hat.

2

In unserer Heimat hielt die Flotte unsere langgestreckte Küste von Memel bis zur Ems ganz allein von jedem feindlichen Angriff frei; kein Kanonenschuß ist auf unsere Küste gefeuert worden. Durch praktisch unbedingte Beherrschung der Ostsee sicherte die Flotte die freie Zufuhr von Waren, namentlich von Erzen, die ein dringendes Erfordernis für unsere Kriegsindustrie waren, sie deckte den linken Flügel unseres Heeres im Osten gegen rückwärtige Überfälle, die von den Russen geplant waren und die in der zwischen Rußland und England 1914 abgeschlossenen Marinekonvention wohl ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Die Flotte ermöglichte später den Nachschub unseres Heeresflügels über See. Durch die erfolgreiche Unternehmung gegen Dnel und den Moonfund trug die Flotte unter den Admiralen Schmidt und Behnecke im glücklichsten Zusammenarbeiten mit der Armee dazu bei, den letzten Widerstand der Russen zu brechen.

Da unsere Flotte nicht geschlagen war und die Engländer infolgedessen nicht zur engen Blockade unserer Küsten übergehen konnten, ermöglichte sie es den nordischen Mächten und auch Holland, gegenüber den Drohungen Englands in einer neutralen Haltung zu verbleiben. Als unsere Flotte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts noch schwach war, hatte England eine Landung in Jütland vorbereitet, also eine Vergewaltigung Dänemarks nach der Art, wie später Griechen-

land behandelt wurde, vorgeesehen. Angesichts der deutschen Flotte war das unausführbar.

Man stelle sich vor, unsere Flotte wäre vollständig geschlagen worden oder wäre überhaupt nicht vorhanden gewesen; welche Folgen hätte das alsbald für unsere wirtschaftliche und militärische Lage gehabt. Mit eingedrückter, ja auch nur stark bedrohter Nordfront hätten wir unsere Ost- und Westfront nicht halten können. Aber Weiteres kommt hinzu. Unsere Flotte zwang die Engländer zu einer riesigen Vergrößerung der eigenen Seemacht. Allein das Personal ihrer eigenen Flotte wurde mehr als verdreifacht. Von englischer Seite wird der personelle Gesamtaufwand für die Kriegsführung auf dem Wasser mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Menschen wohl nicht zu hoch berechnet, eine Zahl, die doch eine sehr große Entlastung unserer eigenen Westfront bedeutete.

Ich habe schon im vorigen Kapitel davon gesprochen, welchen Schlag für England die Einnahme der französischen Kanalhäfen durch die Armee bedeutet hätte. Diese Besetzung durch uns wurde aber erst dann zu einer wirklichen, vielleicht entscheidenden Gefahr für England, wenn wir eine Flotte hatten, um diese Häfen als Stützpunkte ausnützen zu können. In dieser Hoffnung wurde das Marinekorps gebildet, die einzige unmittelbare Kriegsleistung, die ich im Rahmen des Reichsmarineamts selbst für den Kampf gegen England ins Werk setzen konnte.

Unsere Armee hat die Nordhäfen Frankreichs nicht erreichen können, sondern nur die flandrischen Häfen, welche nach ihrer geographischen Lage eine erheblich geringere Bedeutung hatten, da sie keine unmittelbare Bedrohung des Kanals darstellten. Dazu kam, daß bei ihrer Art hier nur Uboote und Torpedoboote zur Verwendung gebracht werden konnten. Immerhin gewährten sie den großen Vorteil, daß die Entfernung von dort nach der englischen Küste nur den vierten Teil des Abstandes von den deutschen Flußmündungen betrug. Aus diesem Grunde wurden kleine Uboote hierfür verwendbar, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit beschaffen ließen. Angriffe der englischen Seestreitkräfte auf Zeebrügge und Ostende waren zu gewärtigen. Da mir nun zweifelhaft war, ob die Armee geneigt wäre, die erforderliche Einrichtung der Küstenverteidigung zu übernehmen, und da andererseits die Landfronten unserer Reichskriegshäfen nicht mehr eigentlich bedroht waren, so erschien zweckmäßig, aus dem hierdurch verfügbar gewordenen Personal ein Marinekorps zur Verteidigung der flandrischen Küste zu bilden.

Die Heeresleitung willigte nur unter der Bedingung ein, daß es unter den Befehl der Armee käme. Um überhaupt etwas zu erreichen, stimmte ich dieser Bedingung zu, obwohl nach allen Erfahrungen die Marine bei gemeinsamen Operationen mit der Armee leicht in die Gefahr gerät, für ihre eigenen Zwecke zu kurz zu kommen. Der Kaiser ging auf den Plan mit großem Verständnis ein und gab mir für diese Aufgabe außerordentliche Vollmachten. Die Marineinfanterie, welche aus zwei Bataillonen drei Regimenter bildete, stellte trotz dieser starken Verdünnung dank ihrer dreijährigen Dienstzeit vom ersten Tag ab eine Kerntuppe dar. Die aus den verschiedenen Forts und Plätzen zusammengeholte Matrosenartillerie sollte ihre Infanterieausbildung in der Nähe von Brüssel nachholen, mußte aber infolge der kriegerischen Ereignisse im September teilweise sofort aus der Bahn gegen die aus Antwerpen vorstoßende belgische Armee ins Feuer geschickt werden. Die Truppe stand schon dabei ihren Mann, wie später bei der Eroberung Antwerpens und in vierjährigem Stellungskampf. Das Marinekorps unter Admiral v. Schröder machte die Seeflanke unserer Westfront mit der Zeit unangreifbar und baute die flandrischen Häfen mit Behelfsmitteln zu brauchbaren Stützpunkten für den Torpedoboots- und Ubootskrieg aus. Unsere dortigen Seestreitkräfte, obwohl ich leider nicht die Macht hatte, sie durch vermehrte Zuteilung aus der Heimat so stark zu machen, wie Admiral Schroeder und ich gewünscht hätten, blieben ein empfindlicher Pfahl im Fleische Englands bis an den Herbst 1918 heran.

In den ersten Monaten des Krieges entwickelte sich ferner der östliche Teil des Mittelmeeres zu einem Kriegstheater von steigender Bedeutung.

Bereits am 3. August hatte ich, da Nachricht über den Abschluß eines Bündnisses mit der Türkei eintraf, trotz Bedenken des Admiralstabschefs für „Goeben“ und „Breslau“, unsere Mittelmeerdivision die Anweisung erlangt, den Durchbruch nach Konstantinopel zu versuchen. Am 5. August wurde dieser Befehl noch einmal zurückgenommen, weil der Botschaft in Konstantinopel bei der dortigen Lage die Ankunft der Schiffe im Augenblick noch nicht erwünscht schien. Die Schiffe erhielten Anweisung, nach Pola zu gehen oder nach dem Atlantik durchzubrechen.

Zwischen Österreich, Italien und uns bestand vom Frieden her ein Marineabkommen, nach welchem im Fall eines Krieges unsere gesamten Seestreitkräfte in der Straße von Messina gegen den Zweibund ver-

einigt werden sollten. Den Oberbefehl über die Dreibundflotte sollte der österreichische Admiral Haus führen auf italienischen Vorschlag; ich lasse es dahingestellt, ob er je ernsthaft gemeint war. Der Kaiser war besonders stolz auf unser Mittelmeergeschwader, während ich das Fehlen besonders der „Goeben“ in der Nordsee bedauerte. Als „Goeben“ und „Breslau“ nach erfolgreicher Beschießung algerischer Küstenplätze in Messina eintrafen, blieben sowohl die Italiener wie die Österreicher aus, und Italien, das strenge Neutralität erklärt hatte, gewährte den Schiffen in Messina kaum einmalige Kohleneinnahme. An beiden Ausgängen der Meerenge kreuzten feindliche Schiffe. Da Österreich noch an keine der uns feindlichen Mächte den Krieg erklärt hatte, standen der Hilfeleistung seitens der österreichischen Flotte Formschwierigkeiten entgegen. Auf Verlangen des Reichsmarineamts erhielten wir am Nachmittag des 5. August vom Auswärtigen Amt die Antwort, unser Botschafter in Wien wäre angewiesen, die Kriegserklärung dringend zu verlangen. Am Abend kam die Nachricht, daß der österreichische Seebefehlshaber nach Lage, Entfernung und Bereitschaftsgrad der österreichischen Flotte nicht imstande wäre, zu helfen — ein Abbild unserer politischen Kriegsvorbereitung überhaupt. Unter diesen Umständen wurde dem Admiral Souchon telegraphisch überlassen, wohin er durchbrechen wollte. Er hat daraufhin, dem ersten Befehl entsprechend, die Richtung nach Konstantinopel gewählt.

Die ganze türkische Frage erhielt durch das Gelingen dieses Durchbruchs die entscheidende Wendung. Wenn mir auch vor Ausbruch des Krieges unsere Orientpolitik schief erschienen war, weil eine Befreiung von der politischen Einkreisung Deutschlands nur auf dem Wege über Rußland Ausichten hatte, so fiel jedes Bedenken in dieser Richtung fort, seitdem wir uns tatsächlich mit Rußland im Kriegszustand befanden. Dementsprechend habe ich die Türkei so weit mir möglich war, unterstützt. Ihre Schwäche ließ eine wirkliche Neutralität auf die Länge nicht zu. Die Ankunft unserer Schiffe ermöglichte es, daß die Türkei für, statt gegen uns ausgespielt wurde. Die nun folgende Unterstützung der Türkei durch die deutsche Marine unter schwierigen Umständen ist ein Kapitel für sich. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß unsere Marine wesentlich an der ruhmvollen Verteidigung der Dardanellen beteiligt ist und damit zur Rettung von Konstantinopel beigetragen hat. Von dieser Rettung hing Sieg oder Niederlage auf der für

die Mittelmächte so wichtigen Balkanfront ab. Der Zufahrweg nach Rußland vom Mittelmeer aus blieb geschlossen. Das Offenbleiben der Verkehrswege nach Vorderasien ermöglichte die schwere Bedrohung Englands in Ägypten und Mesopotamien und zog starke englische Heere und Seetransportmittel dorthin ab. Es wird bei unserer kontinentalen Denkungsweise leicht übersehen, daß der von England unternommene Versuch, die Dardanellen mit seiner Flotte zu forcieren, nur deshalb mit unzureichenden Mitteln vor sich ging und daher scheiterte, weil unsere eigene Flotte England zwang, den größten Teil seiner Flotte in der Nordsee konzentriert zu halten. Die Fernwirkung unserer Flotte schützte die Türkei. Auch Oesterreich haben wir durch Entsendung von Ubooten unterstützt und in Pola und Cattaro Stützpunkte errichtet.

Der Eintritt Japans warf den Plan eines Krieges unseres Kreuzergeschwaders gegen den feindlichen Handel und gegen die dortigen britischen Streitkräfte über den Haufen und ließ ihm nur den Versuch übrig, sich nach der Heimat durchzuschlagen. Auf der Heimreise vernichtete das Geschwader unter dem tapferen Grafen Spee ohne nennenswerte eigene Verluste das an Chiles Küste stationierte englische Geschwader, dessen Chef noch kurz vor dem Kriegsverhängnis freundschaftlich mit Spee verkehrt hatte. Nur ein kleiner englischer Kreuzer entkam aus dieser Schlacht bei Coronel.

Der dem Grafen Spee nach dem starken Verbrauch verbleibende Rest an Munition schien mir für eine zweite Schlacht nicht mehr hinreichend. Andererseits hatten wir Nachricht von der Zusammenziehung starker englischer Kräfte an der Ostküste Südamerikas. Ich schlug deshalb vor, Spee, mit dem wir nach Valparaiso drahtlose Verbindung hatten, freizustellen, die Ostküste Südamerikas zu meiden, um in der Mitte des Atlantik oder auf der afrikanischen Seite nach Norden zu gehen. Meine Absicht dabei war, dem Grafen Spee bemerklich zu machen, daß weitere Kriegshandlungen mit Rücksicht auf den Munitionsmangel von ihm nicht mehr erwartet würden und daß der Schwerpunkt seiner Aufgabe nunmehr in der Rückkehr nach der Heimat läge. Spee konnte dann, mit einzeln fahrenden Schiffen die unendliche Weite des Atlantik auszunutzend, in ähnlicher Weise wie später die „Möwe“ usw. heimkehren. Dann wäre das Prestige von Coronel in der ganzen Welt gewahrt geblieben.

Da Graf Spee über die Kriegslage nicht unterrichtet war, schien

mir ein solcher Hinweis von Hause wünschenswert. Der Admiralstabschef hielt indes die Benachrichtigung Spees nicht für zweckmäßig. Es kam über diese Frage zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und mir. Der Admiralstabschef wollte dem Grafen Spee nicht vorgreifen, weil derselbe nach seiner Meinung besser über den Stand der englischen Streitkräfte unterrichtet sein müsse, als wir selbst. Leider war dies nicht der Fall. Unser Kreuzergeschwader ist bei den Falklandsinseln durch eine von Spee nicht vermutete große Übermacht, bei der sich zwei Dreadnoughtkreuzer befanden, vernichtet worden.

Man fragt sich, was den ausgezeichneten Admiral bewogen haben mag, die Falklandsinseln anzulaufen. Die dortige englische Funkstation zu zerstören, hatte nicht viel Zweck, denn sobald sie die Meldung abgegeben hatte: „Hier steht das deutsche Geschwader“, war ihr Bestes getan. Vielleicht erklärt sich das Unternehmen aus der Sorge, welche die Tapferen bei ihrer Unkenntnis der Lage bewegte, der Krieg nähere sich seinem Ende, ohne daß sie noch zur Leistung kämen. Nachdem der Sieg bei Coronel bei unseren Landsleuten in aller Welt den Stolz auf ihr Deutschtum erhöht hatte, senkte der Untergang der Besatzungen, die Graf Spee mit seinen Söhnen an der Spitze, die Unterwerfung ablehnten, Achtung und Wehmut in jedes Herz.

Auch die in verschiedenen Erdteilen stationierten einzelnen Kreuzer haben ihre Schuldigkeit voll getan. Dieser Kreuzerkrieg, der beim Mangel an Stützpunkten keine lange Dauer haben konnte, war vom Admiralstab sehr gut vorbereitet. Agenten, Kohlen- und Proviantversorgung klappten, solange das Prestige Deutschlands in der Welt nicht im Niedergehen war. Die Laten Kapitän z. S. v. Müllers auf der „Emden“ und die der „Karlsruhe“ waren ruhmreich und wirksam. Der Kommandant der „Karlsruhe“, Kapitän z. S. Köhler, dachte nicht daran, die Erlaubnis zur Heimfahrt zu befolgen; mit vier Hilfschiffen im Atlantik arbeitend, umschwärmt von englischen Kreuzern, aber bauend auf seine überlegene Schnelligkeit, strebte er nach neuen Erfolgen, bis ihn selbst und sein Schiff eine Explosion vernichtete, die wahrscheinlich von einem im Ausland gekauften unsicheren Sprengstoff herrührte. Die „Königsberg“ unter Kapitän z. S. Loof ist nach scharfen Kämpfen gegen große Übermacht erlegen. Der Kommandant und ein erheblicher Teil der Besatzung haben dann den Feldzug in Ostafrika unter General v. Lettow-Vorbeck mitgemacht. Viel Ehre haben gute treue Deutsche

auch von späteren Kreuzerfahrten heimgebracht. Kühnster Unternehmungsggeist führte die Hilfskreuzer „Meteor“, „Greif“, „Möwe“, „Seeadler“, „Wolf“ durch die englischen Gewässer hindurch nach dem Ozean. Der Geist, den sie zeigten, war aber der Geist der Hochseeflotte, denn sie waren von deren Offizieren und Mannschaften besetzt. Nachhaltige Wirkung auf den Verlauf des Krieges konnten unsere Auslandsschiffe nicht bringen, da sie ohne jede Hilfe durch eigene Stützpunkte in abgemessener Zeit erliegen mußten. Immerhin ist das, was wir an Verlusten dem Feind beigebracht haben, mindestens dreimal so groß als das, was wir selbst dabei eingesetzt haben. Merkwürdig dabei ist die Erscheinung, daß das Erliegen unserer Schiffe nie auf offener See, sondern stets dann eintrat, wenn die Kreuzer notgedrungen mit dem Lande in Berührung kamen.

Wenn man sich diese Wirkungen unserer Flotte auf die Gestaltung des Krieges vor Augen hält, so wird man anerkennen müssen, daß ihre Taten groß und ruhmreich waren. Mir ist außer dem letzten Zusammenstoß kein Fall bekannt, in dem das Personal sich nicht mit größter Tapferkeit und Hingabe geschlagen und bei dem unsere personelle und qualitative Überlegenheit sich nicht dargetan hätte. Man wäre nicht unberechtigt zu sagen, gegen eine fünffache Übermacht ohne Stützpunkte draußen, in ungünstigster seestrategischer Lage daheim, sei nicht mehr zu verlangen gewesen. Und dennoch, unsere Marine war so gut, daß von ihr das Höchste hätte erreicht werden können, wenn es gefordert und nicht gehemmt worden wäre.

Damit komme ich auf die beiden wesentlichsten Ursachen, weshalb das höchste Ziel für die Marine, das Erstreiten eines gerechten Friedens, nicht hat erreicht werden können. Die Hemmungen, welche der militärischen Leistung der Marine aus politischen Gründen während des ganzen Krieges auferlegt wurden, sind die eine schon früher besprochene Ursache ihres erschütternden Loses. Die andere Ursache ist der Mangel einer einheitlichen verantwortlichen Leitung der gesamten deutschen Seemacht.

3

Die Operationspläne, welche ich in den neunziger Jahren niedergelegt und damals auch dem Einverständnis des Chefs des Generalstabes unterbreitet hatte, waren sämtlich von der wohlwollenden Neu-

tralität Englands ausgegangen. Nachdem sich diese politische Voraussetzung seit Mitte der neunziger Jahr geändert hatte, war ich als Staatssekretär bei der Bearbeitung der Operationspläne ressortmäßig nicht mehr beteiligt. Doch habe ich je nach der Persönlichkeit des Admiralstabschefs die Ansichten mit ihm darüber ausgetauscht. Als Graf Baudissin 1908 Admiralstabschef war, hatte er den sofortigen rücksichtslosen Einsatz der aktiven Flotte zur Schlacht in den Vordergrund der Operation gestellt und dabei mein volles Einverständnis gefunden. In den letzten Jahren vor dem Krieg wurde aber der Operationsplan vom Admiralstab auch mir gegenüber als Geheimnis behandelt.

Der Operationsplan, den mir nun gemäß dem später zu besprechenden Kabinettsbefehl vom 30. Juli 1914 der Admiralstabschef v. Pohl für den Fall einer englischen Kriegserklärung vorlegte, bestand zu meiner Überraschung aus einer kurzen Anweisung für den Chef der Nordseeflotte, vorläufig gegen England den Kleinkrieg zu führen, bis eine solche Schwächung des Gegners erzielt sei, daß man zum Einsetzen der Flotte übergehen könne; sollte sich vorher eine gute Aussicht auf Erfolg bieten, so könne auch dann schon geschlagen werden.

Für den sogenannten Kleinkrieg war in jener Zeit in der Presse, unter anderem auch von verabschiedeten Seeoffizieren stark geworben worden. Man übersah, daß dessen ganze Aussichten von dem durchaus unwahrscheinlichen guten Willen des Gegners abhingen, uns solche zu gewähren. Nur wenn die Engländer sich nach Ausbruch des Krieges sofort zu einer engen Blockade unserer Küsten entschlossen hätten, kam der Kleinkrieg in Betracht; ob er selbst in diesem Falle richtig gewesen wäre, sei dahingestellt. Die Nachrichten aus England, insbesondere die Anlage der britischen strategischen Manöver machten aber jene papierne Annahme einer engen Blockade der deutschen Bucht von vornherein unwahrscheinlich.

Der Admiralstabschef persönlich glaubte den Drang der Engländer, zum Schlagen zu kommen, höher einschätzen zu sollen und erwartete, daß es demgemäß zu einer Schlacht bei Helgoland kommen müsse, was, wenn es eintrat, natürlich für uns am günstigsten gewesen wäre. Wie ich später erfahren habe, gingen die Sonderbearbeiter im Admiralstab bei dieser Frage von dem Gedanken aus, daß das strategische Verhalten der Engländer in den ersten Wochen des Krieges

sich klar herausstellen müsse und dementsprechend neue Direktiven gegeben werden könnten; sie waren auch der Ansicht, daß das Hinzutreten einiger Großkampfschiffe der Kaiserklasse und die mobilgemachten, aber zunächst noch nicht kriegsbereiten Reservegeschwader die Aussichten einer Schlacht vom Oktober ab noch günstiger gestalten würden, als in den ersten Wochen. An Hemmungen aus politischen Gründen wurde an keiner Stelle der Marine gedacht. Rein zahlenmäßig betrachtet, war jene Auffassung nicht unrichtig. Es lag nur das Bedenken vor, daß eine erste Direktive, welche Zurückhaltung empfahl, leicht dahin führen konnte, bei der Unberechenbarkeit der feindlichen Handlungen unwiederbringliche günstige Gelegenheiten zu versäumen und dem Feinde Vorteile zu bringen, die wir nicht zu übersehen imstande waren. Ich erhob deshalb Einwendungen gegen diesen Operationsplan, die vom Admiralstabschef nur insoweit anerkannt wurden, als eine Änderung vorgenommen wurde, dahingehend, daß, sobald sich eine Gelegenheit böte, nicht geschlagen werden könne, sondern müsse. Ich glaubte, daß hiermit der Chef der Nordseeflotte noch genügende Freiheit zum Handeln behielte.

Für die sofortige Betätigung unserer Flotte sprach, abgesehen von den politischen Momenten der Umstand, daß wahrscheinlich nicht unerhebliche britische Schlachtkräfte für die Truppenüberschiffung über den Kanal festgehalten wurden, ferner, daß die Engländer für den modernen Seekrieg nicht wesentlich mehr Erfahrung besaßen als wir, endlich, daß sie bei Beginn des Kriegs die Überlegenheit unserer Schiffswaffen und unseres Materials noch nicht kannten. Auf die furchtbare, als Überraschungsmoment doppelt wirksame Kraft unserer Panzersprenggranaten sind sie wohl noch nicht einmal durch ihre Niederlage bei Coronel, sondern erst durch das Kreuzergefecht vom 24. Januar 1915 aufmerksam geworden. Für rasches Schlagen sprach endlich der heilige Kampfes-eifer des gesamten Personals, das mit den Großtaten der Armee wettzueifern sehnsüchtig wünschte.

Ungünstig wirkte für eine sofortige Schlacht der Umstand, daß die gesamte englische Flotte bei Kriegsausbruch infolge der Probemobilisierung schon kampfbereit war, während dies bei uns nur auf die aktiven Geschwader zutraf. Ferner hatte Pohl zum Bedauern seiner Offiziere dem Drängen des Auswärtigen Amts nachgegeben, welches die Flotte bei ihrer Rückkehr von Norwegen der harmloseren Er-

scheinung willen zwischen dem Nord- und dem Ostseehafen zu teilen wünschte. Infolge dieses Schrittes, der zwar unsere Friedensliebe wiederum bekräftigte, aber die Kriegsbereitschaft schädigte, mußte die nach Kiel geleitete Flottenhälfte erst nach Auffüllung der Kohlen usw. den noch nicht einwandfreien Nordostseekanal durchlaufen, um sich mit dem Rest zu vereinigen¹⁾. Der Flottenchef v. Ingenohl wurde durch diese Umstände gegen die Erwartung vieler Offiziere bestärkt zu einer streng defensiven Auffassung des Operationsbefehls bezüglich der Schlachtflotte. Einige kühne Minenunternehmungen an der englischen Küste veränderten die Lage nicht. Ingenohl erwartete die Engländer in der Helgoländer Bucht in defensiver Form, welche der Feind nach einiger Zeit herausfinden mußte. So kam der 28. August heran und mit ihm ein in seinen Nach- und Nebenwirkungen für die Leistung der Marine verhängnisvoller Tag.

Englische kleine Kreuzer und Torpedoboote neuester Art hatten gegen unsere zwischen Helgoland und der Küste stehenden Vorpostenlinien am frühen Morgen in diesigem Wetter einen Vorstoß gemacht und hierbei ein älteres Torpedoboot versenkt. Als die englischen Fahrzeuge sich darauf seewärts zurückzogen, wurde unseren in den Flußmündungen liegenden kleinen Kreuzern der Befehl gegeben, die Verfolgung aufzunehmen. Diese, über die Gesamtlage nicht unterrichtet, gingen von ihren Ankerplätzen allein und unter Zurücklassung der ihnen zugeteilten Torpedobootsflottillen mit dem ganzen Ungestüm des ersten Kampfes los und trafen etwa sechzig Meilen von Helgoland auf eine große Zahl feindlicher Aufklärungsstreitkräfte, darunter auch vier Schlachtkreuzer. Ob schwere Geschwader dahinterstanden, blieb zweifelhaft. „Köln“ und „Mainz“ wurden hier im Feuer der weit überlegenen Macht tapfer kämpfend zusammengeschossen, bis sie wegsanken.

Entscheidend scheint mir, daß beim Anmarsch der Engländer nicht sofort befohlen worden war: die ganze Flotte mit allem, was sie

¹⁾ Der Kanal war bei Ausbruch des Krieges noch nicht vollkommen fertig, die Tiefe stellenweise unzureichend. Verletzungen, besonders der Schiffsschrauben, traten ein, welche bei den späteren Offensivunternehmungen nachteilig wirkten, da sie zum Teil erst auf See in die Erscheinung traten, durch Verringerung der Geschwindigkeit, übergroßen Kohlenverbrauch usw.

hat, heraus! Waren größere Kräfte der britischen Flotte in der Bucht, so konnte es Glücklicheres für uns gar nicht geben als hier in der Nähe unserer Häfen zum Schlagen zu kommen. Hatte der Engländer aber nur geringere Stärke und wich aus, so bekam die Flotte wenigstens die Möglichkeit einer einzigartigen Schulung im Entwickeln der gesamten Seestreitkräfte aus den Flußmündungen und im Vereinen mit dem Ausblick auf einen Kampf. Das geschah leider nicht und auch ein Nachschieben von Streitkräften fand nicht statt. Es wurde nur der Befehl für eines der Geschwader erteilt, sich in höhere Fahrbereitschaft zu setzen. Da ich im Hauptquartier den ganzen Vorgang zunächst nicht verstand, erbat ich mir schriftliche Aufklärung von einem Bekannten, der an ihm beteiligt gewesen war, und wies zugleich auf die Folgen hin, die entstanden, wenn die Flotte nicht zum Schlagen käme. In der Antwort, die ich erhielt, wurde der Gedanke der Flottenleitung, die Engländer in der Helgoländer Bucht in Anlehnung an unsere dortigen Minensperren zu erwarten, als richtig anerkannt; der Verlust der Kreuzer wäre nur durch ihr Draufgängertum verschuldet. Im Gegensatz zu dieser Ansicht stand die Kritik der meisten Offiziere. Auch die Mannschaften waren enttäuscht, daß sie nicht zum Schlagen kämen, und ihr herbes Urteil machte sich stellenweise in bedenklicher Form Luft. Bemerkungen wurden mit Kreide an die Wand geschrieben, aus denen der Wunsch sprach, an den Feind zu kommen.

Daß im Anfang eines solchen Krieges Fehler gemacht werden, ist natürlich. In diesem Falle waren offenbar Wirkungen der in defensivem Geiste gehaltenen Operationspläne zutage getreten. Es war nun Sache der Obersten Kriegsleitung hier einzugreifen und auf die zweifellos begangenen Fehler hinzuweisen. Dann war der eingetretene Schaden leicht ausgebessert.

Aber das Gegenteil trat ein. Der Kaiser wollte derartige Verluste nicht haben, und der Reichskanzler erhielt vermehrte Handhaben für die im vorigen Kapitel geschilderte grundsätzliche Zurückhaltung der Flotte. Ausdruck dafür, daß Bethmanns Auffassung Geltung gewann, waren die Anordnungen, welche der Kaiser nach Vortrag Pohl, zu dem ich wie stets nicht zugezogen wurde, erließ, um die Initiative des Chefs der Hochseeflotte noch weiter einzuschränken: Schiffsverluste mußten vermieden werden, Auslaufen der Flotte und überhaupt

größere Unternehmungen mußten vorher die Zustimmung des Kaisers erhalten u. A.

Nachdem ich hiervon mündlich Kenntnis erhalten hatte, nahm ich die erste Gelegenheit wahr, um dem Kaiser das grundsätzlich Fehlerhafte einer solchen Knebelung darzulegen. Einen Erfolg hatte dieser Schritt nicht, im Gegenteil entstand von diesem Tage ab eine wachsende und von verschiedenen Seiten geförderte Entfremdung zwischen dem Kaiser und mir. Wenig später lief in Berlin die Nachricht um, ich triebe aus parlamentarischen Rücksichten die Flotte in die Schlacht.

4

Als Beispiel meines damaligen Strebens veröffentliche ich im folgenden einige Gutachten, die ich an den Chef des Admiralstabs gerichtet habe. Ihr Ziel war, die Schlacht herbeizuführen. Im Ausdruck habe ich mich stellenweise den vorherrschenden Anschauungen bis zu einem gewissen Grade angepaßt, um überhaupt etwas erreichen zu können. So habe ich z. B. die an sich richtige, aber vom Admiralstabschef und Kabinettschef einseitig in den Vordergrund gestellte Auffassung anerkannt, daß es für uns erstrebenswert wäre, die Schlacht nicht allzu fern von Helgoland zu schlagen. Die Hauptsache war für mich freilich nicht dieser Ort, sondern daß überhaupt geschlagen wurde. Damals wurde ferner im Hauptquartier der Gedanke einer künftigen Verdoppelung der Flotte hin und her gewälzt. Gegen diese falsche Zukunftsmusik habe ich stets angekämpft, und darauf bezieht sich Absatz 7 in meiner Äußerung vom 16. September, woraus in kaum glaublicher Verdrehung von den Gegnern der Seeschlacht jener Verdacht konstruiert wurde, es käme mir vor allem auf künftige parlamentarische Erfolge an.

Luxemburg, den 16. September 1914.

Eurer Exzellenz stelle ich, bezugnehmend auf unsere heutige Besprechung, die nachstehenden Ausführungen ergebenst zur Verfügung:

1. Der Bericht des Admirals von Ingenohl vom 12. d. M. — Gg. 1738 A 1 — bestätigt meine von vornherein vertretene Ansicht, daß wir durch den sogenannten Kleinkrieg einen Kräfteausgleich nicht erlangen werden.
2. Das Ziel unseres gesamten militärischen und administrativen Vorgehens seit etwa 20 Jahren ist die Schlacht gewesen. Deshalb haben wir in

der Schlacht relativ stets die besten Chancen. Mit Rücksicht auf unsere numerische Unterlegenheit müssen wir indes anstreben, sie nicht zu weit von Helgoland zu schlagen, höchstens 100 Seemeilen entfernt davon.

3. Unsere beste Chance für eine erfolgreiche Schlacht war in den ersten 2 bis 3 Wochen nach der Kriegserklärung.
4. Die Chancen dafür werden in der weiteren Zukunft für uns nicht besser, sondern schlechter, weil die englische Flotte einen erheblich größeren Zuwachs an Neubauten erhält als wir und in voller Übung bleibt.
5. Dazu kommt, daß der anfangs glänzende Geist unserer Flotte heruntergehen muß durch die Aussichtslosigkeit, zum Schlagen zu kommen.
6. Es kommt darauf an, daß man das Vertrauen zu unserer Flotte hat, daß die englische Flotte in einer Schlacht mit der unsrigen mehr oder wenigstens ebensoviel Einbuße erleiden wird, als wir. Ich persönlich habe dies Vertrauen. Die letzte Entscheidung kann meines Erachtens freilich nur derjenige Mann treffen, der die Verantwortung dafür hat, das ist der Hochseechef. Er muß auch das Vertrauen zu sich selbst dafür haben, den Genius des Sieges in seinem Herzen tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleinere Flotten größere geschlagen.
7. Den Nutzen eines Intakthaltens unserer Flotte bis zum Friedensschluß vermag ich nicht einzusehen.

Wenn wir nach einem so furchtbaren Kriege, wie der von 1914, zum Friedensschluß kommen, ohne daß die Flotte geblutet und geleistet hat, so werden wir nichts mehr für die Flotte bekommen. Alles überhaupt vorhandene recht spärliche Geld wird in die Armee gehen, und der große Versuch Seiner Majestät des Kaisers, Deutschland zur Seemacht zu erheben, wird vergebens gemacht sein.

8. In der nächsten Zeit muß indessen mit der Schlacht noch gewartet werden, bis die Türkei definitiv losgeschlagen hat und bis die Hauptentscheidung im Westen gefallen ist.
9. Das Heraus schicken unserer drei disponiblen großen Schlachtkreuzer ohne andere Streitkräfte und ohne Soutien gegen die angenommene feindliche Blockadelinie bei Lindesnaes halte ich deshalb nicht für richtig, weil der Einsatz an dieser Stelle mir zu hoch erscheint gegen den möglichen Gewinn.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

Charleville, den 1. Oktober 1914.

Euerer Exzellenz beehre ich mich folgende Bemerkungen zu dem mir zur Kenntnis gegebenen Schreiben des Kommandos der Hochseestreitkräfte vom 25. IX. 1914 zur Verfügung zu stellen:

Ich bin der Ansicht, daß die Ubootsgefahr früher wohl zu gering, jetzt nach dem Erfolg von U 9 aber zu hoch geschätzt wird¹⁾.

Das Treffen vom Uboot aus ist außerordentlich schwierig, wenn das Schiff höhere Fahrt macht und in Ubootnähe öfter Kurs wechselt. Vor dem Angriff von U 9 hatten alle drei Kreuzer mit zehn Knoten Fahrt gebummelt. Hogue und Cressy lagen bei den Torpedoschüssen gestoppt.

Trotzdem ist unsere Helgolandecke durch die häufige Anwesenheit feindlicher Uboote zum Ausgangspunkt von Offensivbewegungen schlechter geeignet, als wir nach Friedenserfahrungen bisher annahmen. Hierzu trägt aber vielleicht noch mehr als das feindliche Uboot die gewaltige Größe unserer Flotte bei, die aus den engen Flußschlächten herausbefillieren muß. Unsere Friedensübungen haben uns diese Tatsache nicht genügend vor Augen geführt.

Die Flotte befindet sich nun in der Gefahr, entweder fast nutzlos hinter unseren Strombarrikaden den Krieg über zu verbringen, während Deutschland den Kampf um seine Existenz als größere Macht auf der Erde führt, oder aber, um der Ehre willen gezwungen zu werden, zur Schlacht herauszugehen, wenn die Aussicht auf Erfolg äußerst gering ist.

Die jetzige Wirkung unserer Flotte (20 Großkampfschiffe, zirka 25 Vordreadnoughts, 100 Torpedoboote usw.) hätte auch erreicht werden können mit sehr viel geringeren Streitkräften, wenn man sich auf die Verteidigung der Ostsee beschränkt hätte.

Die volle Wirkung einer „Fleet in being“ füllt dagegen die englische Flotte aus, außerordentlicher immer stärker werdender Druck auf die Neutralen, vollste Vernichtung des deutschen Seehandels, praktisch vollste Wirkung der Blockade, beständiges Überschiffen von Truppen nach Frankreich. Damit hängt zusammen Nachrichten=Isolierung Deutschlands, Aufhebung der ganzen Welt gegen uns.

Die englische Flotte und damit England ist Deutschlands gefährlichster Feind.

Dem Stärkeverhältnis beider Flotten entspricht die Nutzbarmachung unserer doch sehr starken Seemacht in keiner Weise. Ich will mich auf die weiteren Gründe hierfür nicht weiter einlassen, sondern nur eine Tatsache konstatieren, der man ins Auge sehen muß.

¹⁾ Es handelt sich hier um die taktische Ubootsgefahr für Kriegsschiffe.

Ich sehe aus diesem Grunde auch nicht ein, weshalb die volle Intaktheit der Flotte für den Friedensschluß irgendwelchen politischen Einfluß haben kann.

Was nun den zweiten Punkt anbetrifft, daß wir gezwungen werden können, um der bloßen Waffenehre wegen, unter ungünstigen Verhältnissen zur Schlacht herauszugehen, so brauchen die Engländer nur eines Morgens Helgoland von Norden aus zu bombardieren. Ein Geschwader mit hoher Geschwindigkeit, großen Abständen der Schiffe und Zickzackkursen genügt hierzu. Weiter dahinter steht in diesem Falle die ganze englische Flotte, d. h. Alles, was sie an Hochseestreitkräften haben, eingeschlossen die Torpedoboote. In der deutschen Bucht vor unseren Flußmündungen stehen in diesem vorbereiteten Falle nicht ein bis zwei Uboote — mehr können die Engländer für die dauernde Stationierung in der Helgoländer Bucht wohl kaum aufbringen —, sondern alles, was England an Ubooten von weiterem Aktionsradius besitzt.

In dieser Notwendigkeit, um der Ehre willen in ungünstiger Lage und nicht vollkommen vorbereitet schlagen zu müssen, sehe ich zurzeit die größte Gefahr für unsere Flotte.

Verharret unsere Flotte auch weiterhin in ihren bisherigen zurückhaltenden Stellungen, so wird ihre moralische Stärke und Leistung mit nicht absehbaren Folgen herabgehen.

Ich bin aus diesen Gründen der Ansicht, daß die Initiative des Admirals von Ingenohl in keiner Weise eingeengt werden darf und daß es ihm völlig überlassen bleiben muß, was er unter den vorliegenden Verhältnissen zu tun für möglich und richtig hält. Er darf auch nicht gehalten sein, fragen zu müssen, denn auch darin liegt eine Lähmung seiner Initiative. Er allein muß entscheiden. Nach meiner persönlichen Ansicht besitzt unsere Flotte erheblich mehr Schlachtkraft, als es unserer jetzigen Kriegführung entspricht. Das gilt besonders von unseren gänzlich unverbrauchten Torpedobootstreitkräften. Daß die englischen Torpedoboote schlecht angreifen können, haben sie am 28. 8. bewiesen.

Ich bin aus diesen Gründen der Ansicht, daß weitere Vorstöße unserer gesamten Schlachtflotte unbedingt erforderlich geworden sind. Wenn ich mich auf den Fall vom 22. September beziehe, in dem der bereits angeordnete Ausfall unserer drei großen Kreuzer unterblieb, weil in der Nähe von Lindesnaes je 12 und 16 Schiffe gemeldet wurden, weshalb konnte unsere gesamte Flotte nicht herausgehen? Es ist unwahrscheinlich, daß die gesamte englische Flotte solche Fahrten macht, und selbst wenn wir erkannt hätten, daß wir nicht nur die I., sondern die gesamte englische Flotte vor uns hatten, so konnten wir durch entsprechende Dispositionen die Schlacht

wohl erheblich zurücklegen, z. B. dadurch, daß die langsameren Schiffe auf gleichem Kurse in 50 Seemeilen Abstand folgten. (Staffeln.)

Nun wird eingewendet, daß bei solchen Vorstößen, die zur Schlacht führen, unsere havarierten Schiffe auf dem Rückzuge verloren sind. Woher weiß man, daß viel havarierte Schiffe überhaupt vorhanden sind? Heißt es nicht vielleicht: Entweder oder? wird in einer großen Schlacht nicht die Mehrzahl der havarierten Schiffe torpediert werden, solange der Ausfall noch zweifelhaft erscheint? Sind die Engländer nicht in einer ähnlichen Lage? Die langen Nächte beginnen jetzt, und da sollten unsere ungleich höher geschulten Torpedoboote der englischen Flotte gegenüber versagen?

Ferner wird eingewendet, der Rückzug nach unseren Flußmündungen würde uns verlegt werden durch die aus dem südlichen England kommenden Flottenteile. Ist denn die Distanz soviel größer von Lindesnaes nach Helgoland als von England ebendahin? Sind denn, wenn wir die Initiative ergreifen, alle englischen Flottenteile zum sofortigen Auslaufen und Zusammenschließen bereit? Das Zusammenschließen ist dort ebenso schwer, wie bei uns. Bei Hoek van Holland oder in ähnlicher Reichweite werden in Zukunft nicht viel englische Schiffe mehr stehen. Nur der Initiative ist das Glück hold. (Emden, U 9, Königsberg, U 21.) Tritt aber dennoch die Situation ein, daß wir nicht nach Helgoland, sondern ins Kattegatt zurückgehen müssen, so sind wir dort zu Hause und die Engländer nicht.

Admiral von Ingenohl verlangt nun, daß die Belte geöffnet werden sollen. Auf eine solche Forderung können die Dänen nach den Vorgängen nicht eingehen. Sie sollte schon aus dem Grunde unter keinen Umständen gestellt werden, weil sie in England sofort bekannt würde.

Das Zurückgehen durch Kattegatt und Belte muß im Notfalle ohne zu fragen geschehen. Ubrigens hat Dänemark im Anfang des Krieges uns zu verstehen gegeben, daß es den kleinen Belt in zwei Teile teile, in den dänischen Teil bei Baagö, den es sperrte, und in den deutschen Teil, den Arosund, den wir zu versorgen hätten. Hinter diesen Vorwand, daß wir den deutschen Teil des kleinen Beltes benutzt hätten, könnte sich Dänemark zurückziehen, im übrigen handelt es sich auf deutscher Seite nicht um eine Offensive von den Belten aus, sondern formell um die Rettung havariierter Schiffe. Es wäre ein Akt der Notwehr. Dänemark würde uns deshalb nicht den Krieg erklären, höchstens würde England die Passage durch die Belte auch für sich verlangen. Das tut es jetzt nur deshalb nicht, weil es noch nicht seinem Vorteil entspricht. Anerkannt hat es die Berechtigung Dänemarks, die Belte zu sperren, nicht (cf. Sir E. Grey und Antwort des R.K.). Die Dänen haben nach den bisherigen Regeln der Neutralität tatsächlich auch gar nicht das internationale Recht, dies zu tun.

Also die Passage durch den kleinen Belt ist für uns frei. Der bisherige Nutzen der Beltsperrung durch die Dänen ist allerdings ins Gegenteil umgeschlagen.

Ein für uns günstiger Ausgleich der Kräfte durch den Kleinkrieg ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu erwarten, eher kann das Gegenteil eintreten, was das Urteil über unsere Flotte nur ungünstig beeinflussen kann. Einen ähnlichen Eindruck wird an und für sich schon die bevorstehende Erstürmung Tsingtau und die langsam aber sicher zu erwartende Vernichtung unserer Auslandskreuzer hervorrufen.

Nichts spricht dagegen, Admiral v. Ingenohl vollste Freiheit des Handelns zu geben. Meiner Ansicht nach erfordert es der Verlauf des Krieges im Ganzen. Operationen und Streitkräfte in der Ostsee sind danach einzurichten.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

Großes Hauptquartier, den 11. Oktober 1914.

Das von Euerer Exzellenz auf Grund Ihres Immediatvortrages an den Hochseeflottenchef gerichtete Schreiben vom 6. X. d. J. — 168 — gibt mir Veranlassung, Euerer Exzellenz folgende Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

1. Die Direktive, daß die Flotte sich zurückhalten und Aktionen vermeiden soll, die zu größeren Verlusten führen können, wird meinem Erachten nach zur Folge haben, daß sich für die Flotte die Gelegenheit einer Schlachtentscheidung überhaupt nicht bieten wird. Sie wird vielmehr nur dann unter günstigen Umständen zum Schlagen kommen, wenn sie versucht, durch Vorstöße, wie sie auch der Hochseeflottenchef in seinem Schreiben vom 25. IX. 1914 — Gg. 2030 O — vorgeschlagen hat, den Gegner in Situationen zu bringen, die gestatten, gegen Teile der feindlichen Flotte vorzugehen oder nächtliche Torpedobootsangriffe gegen ihn anzusetzen. Das Erscheinen unserer Flotte außerhalb der Helgoländer Bucht muß in den Dispositionen der feindlichen Flottenleitung Unsicherheit hervorrufen und Gegenmaßregeln veranlassen, die die feindliche Flotte oder wesentliche Teile von ihr in die Nähe unserer Küste bringen werden. Nur so, d. h. durch Initiative unsererseits, kann sich die Flotte die Gelegenheit zur Schlacht oder doch wenigstens zur erfolgreichen Torpedobootsverwendung schaffen. Überläßt sie die Initiative dem Gegner und wartet in den Flußmündungen ab, bis dieser die Schlacht gewissermaßen anbietet, so wird sie stets stark überlegene und vorbereitete Streitkräfte vor sich haben, gegen welche

sie sich aus den Flußmündungen kaum noch mit Aussicht auf Erfolg entwickeln kann.

2. Die energische Verwendung von Torpedobooten ist meines Erachtens nur möglich, wenn diese mit starken Streitkräften, am Besten mit der ganzen Flotte als Rückhalt, zum Ansaß gebracht werden. Andernfalls treffen sie bald auf überlegene gemischte Streitkräfte, so daß sie nichts erreichen werden. Dagegen bin ich der Ansicht, daß, wenn es uns gelingt, unsere Torpedobootsflottille entweder in der Tagschlacht oder in nächtlichem Angriff gegen wesentliche Teile der englischen Flotte zum Ansaß zu bringen, wir große Erfolge erzielen werden. Dafür bürgt mir ihre auf jahrzehntelanger Schulung beruhende gute Durchbildung.
3. Das dauernde Liegen unserer Geschwader in den Flußmündungen kann auf die Gefechtsbereitschaft unserer Flotte nicht ohne nachteilige Folgen bleiben. Es fehlt nicht nur dem Flottenverband die Möglichkeit der Aufrechterhaltung seiner taktischen Durchbildung, sondern, ohne daß dem Personal der geringste Vorwurf zu machen ist, muß auch mit Notwendigkeit der glänzende Geist unseres Personals dadurch beeinflusst werden, daß ihm immer mehr die Aussicht auf eine kriegerische Betätigung entrückt wird.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

5

Ich meinte nicht, daß die Schlacht in jedem Fall und an jedem Ort gesucht werden dürfte. Ich wünschte vielmehr, daß die Nordsee-Flotte durch ständige Tätigkeit eine Lage herbeiführte, welche die Engländer näher an uns heranzöge. Entwickelte sich so eine Schlacht aus unserer Initiative, nicht allzu fern von unseren Gewässern, so war auch, namentlich im ersten Teil des Krieges, die Möglichkeit gegeben, daß die Engländer nicht ihre gesamten Streitkräfte vereinigt in die Schlacht setzten. Die Geschichte dieses Krieges, die zu schreiben ich hier nicht beabsichtige, wird zeigen, daß solche Gelegenheiten sich geboten haben. Im Anfang des Krieges hatte sich noch nicht so klar wie später die Lage herausgearbeitet, daß die britische Flotte ihren Daseinszweck schon dadurch erfüllte, daß sie still bei Scapa Flow ruhte. Die öffentliche Meinung der feindlichen Länder hätte es da-

malß den Engländern nicht so leicht gemacht, eine Schlacht zu vermeiden. Schon kleinere Erfolge unsererseits hätten den Feind an uns herangetrieben.

Dazu kam das verhältnismäßig günstige Zahlenverhältnis unserer Schlachtflotte zu der englischen im ersten Kriegsjahr¹⁾. Ferner mußte der fehlerhafte, zwecklos aufreibende Kleinkrieg die Kampffreudigkeit der Flotte herunterdrücken. Wenn auch die moralische Spannkraft unseres Personals bis in das Jahr 1918 hinein aushielt und unsere Seemacht zu jeder Aktion fähig machte, wie vor Ende 1917 bewiesen wurde, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die planmäßige Unterwühlung durch die unabhängigen Sozialdemokraten, welche das Ende der deutschen Seemacht wie des ganzen Reichs allein möglich gemacht hat, infolge der Untätigkeit der Marine eine gewisse Aufnahmefähigkeit vorfand.

Die Schlachtschiffe waren in oder vor den Flußmündungen, hinter den Sperrern liegend, ohne anschaulichen Zweck und scheinbar endlos angenagelt; der schwere aber eintönig wiederholte Dienst wurde nach fünf- bis siebenjährigem ununterbrochenen Bordleben fast unerträglich. Alle ohnehin kargen Friedensbequemlichkeiten waren aus den eisernen Kästen ausgeräumt. Dabei jederzeit auf dem Anstand, darum wenig Urlaub und kaum je Ausspannung. So wurde mit der Zeit ein Leben, das nur Naturen mit Fischblut nicht niederschlagend fanden, eine Schule der Kritik und ein Nährboden für umstürzlerische Krankheitsträger.

Während aber, einem fundamentalen Grundsatz der Disziplin entsprechend, namentlich bei großen Aufgeböten die Strafen für die schlechten und schwachen Elemente im Kriege verschärft werden müssen, gaben wir gemäß dem ganzen Verfahren unserer Reichsleitung dem Wunsch unserer Volksvertreter nach, milderten die Strafen und untergruben weiter die Autorität der Vorgesetzten durch ein Übermaß von Amnestieerlassen. Unsere Feinde handelten im entgegengesetzten

¹⁾ Unser bis 1914 infolge des Wicterbautempos von 1908/11 stattlicher Zuwachs sank von 1915 ab infolge des 1912 einsetzenden Zweiertempos. Vgl. oben S. 199. Gleichzeitig kam der Riesenzuwachs der Engländer aus den Baujahren 1910/13 herein, den wir bei der Kürze der englischen Bauzeiten schon vom Frühjahr 1915 ab erwarteten, während er tatsächlich erst im Herbst 1915 den Umschwung zu unseren Ungunsten gebracht hat.

Sinn, ebenso wie wir im Jahre 1813 es taten. Als damals eine innere Auflösung unserer schlesischen Landwehren drohte, gingen wir sogar so weit, mit Blüchers Zustimmung die für die Stimmung der Freiheitskriege an sich anstößige Prügelstrafe wieder anzuwenden. In den von uns erlebten schwersten Tagen Deutschlands aber betätigte sich das zersetzende System unserer Regierung, im Krieg die Zügel zu lockern, auch innerhalb des militärischen Dienstes. Das Vorgesetztenpersonal erkannte wohl den Schaden, hatte sich aber den von oben kommenden Anordnungen zu fügen. Die Flottenleitung hat nach den Sabotageerscheinungen im Sommer 1917 vergeblich die Reichsleitung auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Berliner Krankheitsherd für Landesverrat auszubrennen. Den Ernst dieser Bewegung für die Marine hatte sie wohl auch noch nicht voll erkannt. Ich selbst, mit den Erfahrungen einer 51 jährigen Dienstzeit in der Marine, habe eine solche Meuterei, wie sie im Herbst 1918 tatsächlich eintrat, für völlig unmöglich gehalten.

Als 1917 die Führer der unabhängigen Sozialisten, statt, wie die Marine erwartet hatte, wegen Landesverrats angeklagt zu werden, durch Reichstag und Reichsregierung geschützt wurden und ihre teuflische Betätigung fortsetzen durften, war im Grunde das Ende der deutschen Macht zur See besiegelt.

Überall da, wo die Zentralstelle des Umsturzes keine Verbindung mit den Schiffsbesatzungen hatte, wie auf Schiffen in dem östlichen Teil der Ostsee, oder dort, wo diese gar unter Gefahren und schweren Verlusten in beständiger Fühlung mit dem Feind blieben, war die Moral ungebrochen. Große Schiffe in verhältnismäßiger Untätigkeit sind, wie die Seekriegsgeschichte aller Völker zeigt, schwer in Ordnung zu halten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfiel die englische Flotte vor der Themse und im Kanal der Meuterei, so daß das Parlament mit den Meuterern verhandeln mußte. Während aber für jene Zeit schlechte Kost (zweifelhaftes Salzfleisch und Schiffszwieback, grausame und ziemlich willkürliche Prügelstrafen, zahlreiche Hinrichtungen usw.) eine gewisse Unterlage für den Aufruhr gaben, fehlte unseren Leuten jeder ernstliche Anlaß zur Beschwerde. Die Mehrzahl von ihnen wußte wohl nicht, was sie tat, während die Leiter der Bewegung die seelische Erschlaffung der Leute ausnutzten, um die Meuterei auf den großen Schiffen zum Ausbruch zu bringen.

Für die Aussichten des Kleinkriegs muß man, abgesehen von seiner grundsätzlichen Unrichtigkeit, auch stets berücksichtigen, daß wir gerade in den für den Kleinkrieg erforderlichen Streitkräften mit England niemals in Wettbewerb treten konnten. Die großen kolonialen Bedürfnisse Englands schließen dies aus. Unsere Flottenentwicklung war auch aus diesem Grunde auf die Schlacht konzentriert. Ferner war die Möglichkeit, daß eine Schlacht sich aus der englischen Initiative statt aus der unserigen heraus entwickelte, für uns gefährlich. Die Engländer brauchten nur einen Scheinangriff auf unsere Küsten zu unternehmen. Mit einem Angriff z. B. auf Borkum oder Sylt konnten sie uns leicht zur Schlacht zwingen. Für einen solchen Fall konnten sie ihre ganze Flotte einschließlich eines Teiles der Küstenstreitkräfte zur Stelle holen. Wir schlugen dann zwar in der Nähe unserer Häfen, aber gegen eine überwältigende Übermacht und an einem Ort, welcher durch Minen und Uboote für uns noch ganz besonders unsicher und daher ungünstig hätte gemacht werden können. Freilich haben die Engländer, wie sich gezeigt hat, die qualitative Überlegenheit unserer Flotte so richtig eingeschätzt, daß sie eine Schlacht nicht einmal unter so günstigen Umständen aufgesucht haben.

Die englischen Geschwader aber gewannen während der Kriegsjahre in dem großen Seeraum, der ihnen zu Gebote stand, an Seerewohnheit und Kriegserfahrung und glichen damit die anfängliche Überlegenheit unserer Schulung, die Frucht unseres Friedensfleißes aus, und erfüllten sich mehr und mehr mit dem Gefühl, die unbezwingliche englische Seegewalt der napoleonischen Kriege fortzusetzen.

Organisation, Ausbildung, Anschauungsweise und Geist unserer Flotte waren auf rasches Handeln und offensives Zupacken erzogen, wie das deutsche Landheer auf den Bewegungskrieg. Die Schlacht war unsere beste Chance. Die Engländer hofften, je länger je mehr, auch ohne Schlacht ihren Zweck zu erreichen. Uns lag es daher ob, sie zur Schlacht zu zwingen. Nur dann handelten wir politisch und strategisch richtig, wenn wir die Initiative an uns rissen. Durch ihre Nichtausnutzung verlor die Schlachtflotte die Rechtfertigung ihres Daseins. Sie büßte die Kraft, die sie in sich enthielt, ein, und enttäuschte die Hoffnungen der Nation wie ihre eigenen Erwartungen. Wären die Armee und die Diplomatie imstande gewesen, einen günstigen Ausgang zu erzielen, so war die Verkümmern der Seewaffe gewiß zu ertragen. Aber, wie im vorigen Kapitel

auseinandergesetzt wurde, war es eine verhängnisvolle Einbildung, welche die Wurzel des Kriegsverlustes wurde, daß die leitenden Persönlichkeiten wähten, ohne scharfe militärische und politische Front gegen England heil aus dem Krieg herauskommen zu können.

Die Ausichten einer modernen Seeschlacht sind schwierig zu beurteilen. Beim Abwägen der beiderseitigen Chancen wird leicht zu schematisch verfahren. Man vergleicht oft nur die Stärken nach den Schiffslisten, glaubt für beide Teile einen gleichen Abzug für reparaturbedürftige Schiffe machen zu müssen und bedenkt dabei nicht, daß der Teil, aus dessen Initiative heraus sich die Schlacht entwickelt, einen für sich günstigen, für den Gegner ungünstigen Moment wählen kann. Die zahlenmäßige Überlegenheit bleibt natürlich stets von Bedeutung, aber, wenn sie nicht übermächtig ist, kommen neben ihr in Betracht: Güte des Personals und Materials, Höhe der taktischen Ausbildung und Wert der Führer. Die meisten Seesiege der Welt sind von der Minderzahl erkämpft worden. Wenn die Flotten eine gewisse Größe übersteigen, wird es schwer, die Überlegenheit auf der Wasserfläche taktisch zur Geltung zu bringen, denn in der Hauptsache kämpft in der Seeschlacht doch Schiff gegen Schiff. Da es auf See kein Gelände gibt, Umflügelungen u. a. eine viel geringere Bedeutung haben als zu Land, spielt auch die zahlenmäßige Übermacht nicht dieselbe Rolle, wie die „größten Bataillone“ an Land. Das gleichzeitige Feuern mehrere Schiffe auf ein Ziel ist bei den heute möglichen großen Entfernungen von recht zweifelhaftem Nutzen, da es die artilleristische Beobachtung erschwert, und bedingt jedenfalls eine Vergeudung der spärlichen und während des Gefechtes nicht ersetzbaren Munition. Ferner hat sich bei allen Seegefechten des letzten Jahrhunderts die Erfahrung der Nelsonschen Zeit bestätigt¹⁾, daß im Gefecht gewöhnlich eine Krisis eintritt: von dem Augenblick ab, da ein Schiff einmal die Feuerüberlegenheit erlangt hat, sinkt die Kampfkraft seines Gegners jäh zum völligen Ende ab, während der Sieger, sofern er nur Überwasserverletzungen erlitten hat, ziemlich ungebroschen für neue Verwendung dasteht. So hat in den wenigen durchgeschlagenen Seeschlachten der modernen Zeit der Unterlegene alles verloren, der Sieger erstaunlich wenig gelitten, wie bei Vernichtung der spanischen Flotte vor St. Jago, der Schlacht von Tschusima, der Schlacht von Coronel.

¹⁾ Der englische General Archibald Douglas A treatise on Naval Gunnery 1829. Tirpitz, Erinnerungen

Auf diese Weise braucht die kleinere Flotte, wenn nur ihre einzelnen Schiffe einen höheren inneren Wert haben, in gewissen Grenzen auch dem an Zahl stärkeren Feind gegenüber nicht zu verzagen. Das Bewußtsein der Überlegenheit im einzelnen Schiff ist deshalb die Grundlage für den Geist der ganzen Flotte. Wer will beurteilen, wie das Ende der Schlacht von Skagerrak verlaufen wäre, wenn die Nacht nicht dazwischen kam. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß bei den großen Entfernungen, auf welche die Engländer das Gefecht zu führen vorzogen, ihre Geschütze nur etwa siebenzig Schuß, die unserigen dagegen sehr viel mehr aushielten, ohne ihre Trefffähigkeit stark einzubüßen. Nach der Schlacht ging durch unsere Flotte das klare Gefühl der Überlegenheit.

Was unsere Seekriegsführung in der ersten aussichtsreichen Zeit lähmte, war nächst den bekannten politischen Hemmungen das Prestige Englands zur See, das auch auf unsere Marine wirkte, wenigstens bei manchen älteren Offizieren, die sich und unsere junge Marine nicht richtig einschätzten. Das schon im Frieden beliebte und teilweise von oben begünstigte Mörgeln am Material unserer Flotte wirkte nicht günstig auf eine Latkraft, die über die erhaltenen Direktiven hätte hinausgehen müssen. Man sei in diesem Punkte gerecht und vergleiche die Lage der Marine vom Jahr 1914 nicht mit derjenigen der Armee von 1870, welche durch die 1864 und 1866 als vorangegangene Prüfung das volle Bewußtsein ihrer Kraft und die Kenntnis, den richtigen Führer zu besitzen, hatte.

Wie außerordentlich schwierig war auch die Lage für den Flottenchef. Er sollte nur unter günstigen Bedingungen eine Schlacht wagen. Unsere ungünstige seestrategische Lage erschwerte aber sehr, sie zu erkennen, während wir aus den Funkmeldungen der Engländer entnehmen konnten, daß der Feind stets unterrichtet war, sobald größere Streitkräfte von uns auch nur die Flußmündungen verließen. Die Möglichkeit, auf eine ungünstige Gelegenheit zu stoßen, war somit gegeben. Auf eine erhebliche numerische Überlegenheit des Feindes mußte man stets gefaßt sein. Dabei konnte der Flottenchef von seiner lokal begrenzten Stelle die politisch-militärische Lage und damit die Notwendigkeit, in gegebener Zeit zur Schlacht zu kommen, nicht übersehen. Ebensovienig wie die allgemeinen Folgen einer Niederlage, mit deren Möglichkeit er doch zweifelsohne auch rechnen mußte. Von dieser Verant-

wortung hätte er daher grundsätzlich entlastet werden müssen. Auf diese Frage werde ich noch zurückkommen.

So wie politisch der Kanzler, der Kabinettschef und der Admiralstabschef die Lage auffaßten, waren sie Gegner einer offensiven Tätigkeit unserer Flotte gegen England. Sie konnten sich erhöhte Geltung verschaffen durch die Rücksicht, die man auf die russische Flotte nehmen zu müssen glaubte. Mein Grundgedanke drang nicht durch, daß man die Kräfte jederzeit zu einem Hauptschlag, sei es gegen den Hauptfeind oder einmal dazwischen gegen einen Nebenfeind, möglichst geschlossen zusammenhalten mußte. Es sind in der ganzen ersten Zeit ohne wirklichen Nutzerfolg erhebliche Kräfte der Flotte für die Ostsee abgesplittert worden, jedoch kaum jemals so große, daß sie dort einen entscheidenden Schlag hätten führen können. Aus dem Gefühl heraus, daß doch etwas geschehen müßte, wurden verschiedene Unternehmungen bis in die Nähe des Finnischen Meerbusens angelegt, die sich aber stets als Luftstöße erwiesen und die Versammlung unserer Kräfte in der Nordsee verzögerten oder unterbrachen. Die Beschäftigung mit Ostseefragen ging bei den Gegnern einer gegen England zu suchenden Seeschlacht soweit, daß die Auffassung an mehreren Stellen Platz griff, den Schwerpunkt der Flotte überhaupt in die Ostsee zu verlegen. Sie fand u. a. den Beifall des Kabinettschefs. Für mich wäre dies nur dann in Frage gekommen, wenn wir in der Nordsee keine Aussicht mehr hatten, die Engländer zum Schlagen zu bringen. Dann konnte der alte Stoschsche Operationsplan in der Weise aufleben, daß wir durch einen ganz großen Schlag gegen Rußland in Gemeinschaft mit der Armee dieses zum Sonderfrieden geneigter machten bzw. die Engländer verlockten, ihm mit ihrer maritimen Hauptmacht zu Hilfe zu eilen¹⁾.

¹⁾ Ich erwähne hier, daß wir bei Kriegsausbruch eine Abmachung mit Dänemark getroffen hatten, wonach der große Belt unter dänischer Gewähr für alle Kriegsführenden geschlossen werden sollte. England erkannte aber das Recht Dänemarks hierzu garnicht an und die schwachen dänischen Beltsperrern wären, wenn die Engländer in die Ostsee dringen wollten, unschwer überrannt worden. Diese in den ersten Kriegstagen leider auch von mir gebilligte Abmachung wurde für uns zum Nachteil, weil wir glaubten, die Rücksicht auf Dänemark auch im weiteren Kriegsverlauf einhalten zu sollen, während sie uns hemmte, unsere unglückliche seestrategische Lage in der deutschen Bucht durch Ausnutzung des Kattegats und Skagerraks zu verbessern.

Ich habe in der ganzen ersten Kriegszeit gegen die Entfremdung der Flotte von ihrem großen Ziel und Zweck angekämpft. Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen. Der größte Teil des Offizierskorps spürte das Verhängnis wohl. Der Kaiser sah sich veranlaßt, den Zweifel der Flotte, ob die Seekriegsführung auf dem richtigen Wege sei, verschiedentlich auch durch Ansprachen zu beschwichtigen. Am 7. September 1915 erging eine Kabinettsorder gegen die „unrichtige und Verstimmung erweckende Auffassung der ganzen Lage der Marine“¹⁾. Der Kaiser mahnte, „den Geist freudiger Pflichterfüllung hochzuhalten auch dort, wo bisher keine Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung vor dem Feinde war oder sie nach menschlichem Ermessen nach der ganzen Kriegsgestaltung überhaupt nicht eintreten wird... Gerade bei den äußerst verwickelten Verhältnissen dieses Krieges muß von den Offizieren Vertrauen in die Oberste Kriegsleitung verlangt werden, die in Abwägung aller militärischen und politischen, sich dem Blick der Allgemeinheit mehr oder weniger entziehenden Faktoren entscheidet, wo vorgegangen wird und wo zurückgehalten werden muß...“ Die Order bezeichnet es dann weiter als „schweren politischen Fehler“, die Flotte angesichts der strategischen Verhältnisse in der Nordsee unter von vornherein ungünstigen Verhältnissen einzusetzen, und schließt nach einem Verbot an die Offiziere, sich über den Ubootskrieg ein Urteil anzumessen, mit den Worten: „Ich verlange damit in letzter Linie die pflichtmäßige Unterordnung unter Meinen Willen als Oberster Kriegsherr, der Ich die schwere Verantwortung für die Zukunft des Reiches trage und von dem gerade die Marine überzeugt sein sollte, daß er glücklich sein würde, sie hemmungslos dem Feind entgegenwerfen zu können.“ Die Tragik im Verhalten des Kaisers bricht mit den letzten Worten hervor. Wer, um den englischen Löwen nicht zu reizen, dem Kaiser das dem Geist dieses Weltkrieges widersprechende Inbannschlagen der Flotte angeraten hatte, übersah wohl, daß dieser Standpunkt das eigene Wert

¹⁾ Ich führe den wesentlichen Inhalt dieser Kabinettsorder im Wortlaut hier an, weil sie, tendenziös abgekürzt, von gewissenlosen Zeitungsschreibern als Beweis für den schlechten Geist in der Flotte benützt worden ist. Das Gegenteil ist der Fall; die Order ist veranlaßt worden, weil die Berater des Kaisers glaubten, den überschäumenden Kampfgeist der Flotte zügeln zu müssen.

des Kaisers zerstören mußte. Wie konnte man eine Flotte bauen, ohne sie im Lebenskampf des Volkes einzusetzen! Wie konnte man andererseits jene Politik machen, die Bethmann im Juli 1914 betrieb, außer im Vertrauen auf ein seemächtiges Deutsches Reich!

Bei jedem sich bietenden Anlaß habe ich meine dem Geist dieser Kabinettsorder widersprechende Auffassung mündlich oder schriftlich dem Chef des Admiralstabes mitgeteilt. Ähnliche Dokumente dem Kaiser unmittelbar einzureichen, erschien mir aussichtslos und hätte als Überschreitung meines Ressorts die Spannung nur verschärft. Ich vereinsamte mehr und mehr. Schon im Spätherbst 1914 wagten mir wohlgesinnte Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung des Kaisers mich nur noch nach eingetretenem Abenddunkel in meinem Quartier aufzusuchen, um sich keinen Mißdeutungen auszusetzen.

Die Empfindlichkeit des Admiralstabschefs hatte mich davon abgehalten, mit dem Chef der Hochseeflotte Ingenohl, einem persönlich tapferen und ritterlichen Manne, unmittelbare Fühlung zu nehmen. Erst der Eindruck, den ich am 25. Oktober in Wilhelmshaven von der Arbeitsweise des Flottenkommandos empfang, verstärkte meine Bedenken darüber, ob das bisherige untätige Verhalten der Flotte lediglich auf die vom Hauptquartier erhaltenen Weisungen zurückzuführen wäre. Nach der Besprechung mit mir erwirkte sich Ingenohl die Erlaubnis des Kaisers zu einem Vorstoß auf Yarmouth, den er am 3. November ausführte. Dies und ein hoffnungsvoller Brief Ingenohls vom 9. November, worin er mir sein Vertrauen auf die Flotte im Fall eines Zusammenstoßes mit den Engländern, das er von solchen Vorstößen erwartete, kundgab, gab mir die nächste Aufgabe, ihm tunlichste Freiheit des Handelns zu verschaffen. Das Kabinett stand damals wohl mit Recht noch auf dem Standpunkt, daß ein Wechsel in der Person des Flottenchefs mindestens verfrüht wäre. Erst der Verlauf der späteren Vorstöße vom 12. Dezember und besonders vom 24. Januar 1915 veranlaßten die Ablösung Ingenohls, an dessen Stelle Pohl trat. Dieser Personenwechsel, bei welchem der Kabinettschef ein Benehmen mit mir geflissentlich vermied, löste innerhalb der Marine eine Bewegung aus, welche darin gipfelte, die verschiedenen anordnenden Stellen der Marine vereinigt in eine Hand mit entsprechender Machtbefugnis zu legen.

Überblickt man die verwickelte Art der Seekriegsführung auf den getrennten Schauplätzen sowie die Begrenzung unserer Leistungsfähigkeit hinsichtlich des personellen und materiellen Zuwachses, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, daß zur Zusammenfassung und wirksamen Verwendung unserer Kriegsmittel eine einheitliche Leitung das dringendste war. Wie die im Frieden selbständig nebeneinander laufenden Behörden der Landarmee unter eine Oberste Heeresleitung gestellt wurden, so hätte auch die Marine im Krieg eine einheitliche Spitze bekommen müssen. Die Tragödie unseres Seekrieges ist in der einen Tatsache ausgedrückt, daß die Marine erst im September 1918 eine Oberste Seekriegsleitung erhalten hat.

Auch den landmilitärischen und politischen Behörden gegenüber konnte nur eine einheitliche Seekriegsleitung diejenige Autorität gegenüberstellen, die nötig gewesen wäre, um den Krieg gegen England mit Erfolg zu führen.

Daß der Kaiser sich persönlich die Führung seiner Lieblingswaffe vorbehielt, war kein Ersatz. Denn abgesehen von den sonstigen Pflichten, die den Herrscher in Anspruch nahmen, konnte eine so ungeheure fachmännische Verantwortung wie z. B. der Befehl bald zur Schlacht zu kommen, auch nicht ihm persönlich aufgebürdet werden. Das Kabinett hat den Monarchen übel beraten, als es ihm, d. h. damit auch sich selbst, die unmittelbare Bestimmung über die Hochseeflotte vorbehielt. Die Folge war, daß das vom Kaiser selbst geschaffene Machtmittel zur See gewissermaßen im Kabinett vermoderte. Der Entschluß, die Flotte einzusetzen, konnte dort nicht gefaßt werden. Man suchte nach Entschuldigung für die eigene Schwäche und verfiel so darauf, das Material der Flotte schlecht zu machen. Als es nach Skagerrak den Zweifelnden wie Schuppen von den Augen fiel und sie erkannten, wie sehr unsere Schiffe den britischen überlegen waren, ist es für die Neue geschichtlich schon zu spät gewesen.

Ob der Admiralstabschef, der Staatssekretär oder eine andere Marinestelle den Oberbefehl erhielt, war an sich gleichgültig und eine reine Personenfrage. Es mußte die Persönlichkeit sein, welche in der Marine das höchste Ansehen und Vertrauen genoß. War dies der Admiralstabschef, so durfte er dann freilich nicht, wie es infolge der Behördenspaltung im Kriege eintrat, sich einen hastig improvisierten

Apparat für organisatorische, politische, völkerrechtliche und wirtschaftliche Angelegenheiten neu schaffen, sondern mußte die hierfür längst im Frieden ausgebauten Einrichtungen des Reichsmarineamts benützen. Der Dualismus im Krieg zeitigte eine allmähliche Entgliederung der altbewährten Behörden und ein ungleichmäßiges und vielfach unerprobtes Arbeiten der neu hervorgerufenen Stellen und bei deren naturgemäß entstehender Eifersucht eine unheilbare Minderung der Autorität der Marine im Rat des Kaisers und bei der Nation. Der Kanzler und das Auswärtige Amt aber haben in Fragen, für welche bisher das Reichsmarineamt allein zuständig war und langjährige Erfahrungen gesammelt hatte, sich an den Admiralstabschef gewandt, der aus der Friedenstätigkeit wohl nicht übersah, daß eine unzulängliche Erledigung der so an ihn herangetragenen, seiner Behörde bisher fremden Fragen das Ansehen der Marine mindern mußte.

Wenn ich auch das ganze Unglück, welches die unzusammenhängende Behandlung der Marinefragen im Krieg über die Nation verhängt hat, nicht ahnen konnte, so trieb mich doch schon am 29. Juli 1914 ein sicheres Gefühl dazu an, den Kaiser durch den Rabinettsschef bitten zu lassen, die Leitung der Marine in eine Hand zu legen.

Wäre der Admiralstabschef eine geeignete Persönlichkeit gewesen, so hätte ich ihn vorgeschlagen, so wie ich später, an einer anderen Lösung verzweifelnd, im Hauptquartier dem Admiral v. Pohl in Gegenwart der anderen Offiziere angeboten habe, mich ganz unter ihn zu stellen, wenn er nur seine Entschlüsse vorher mit mir besprechen wollte. Zum Oberleiter vorschlagen aber konnte ich Pohl dem Kaiser nach dem einstimmigen Urteil des Seeoffizierskorps nicht. Er war ein guter Seemann und vortrefflicher Navigator. Er hatte auch ein Geschwader sehr gut geführt, darüber hinaus gingen aber seine Fähigkeiten nicht. Ich sagte dem Rabinettsschef demzufolge am 29. Juli, daß unter den obwaltenden Personalverhältnissen die genannte Aufgabe wohl mir übertragen werden mußte.

Nach Vortrag bei Seiner Majestät teilte Admiral v. Müller mir mit, daß sich der Kaiser hierzu nicht hätte entschließen können, daß er aber meine Mitwirkung in der Weise sichern wollte, daß ich in allen die Seekriegsführung betreffenden Fragen vom Chef des Admiralstabs gefragt und meine abweichenden Ansichten Seiner Majestät mitgeteilt werden sollten. Ein Rabinettsschreiben, welches diese un-

glückselige Halbheit festlegte, wurde am 30. Juli dem Admiralstabschef und mir zugestellt, blieb aber im weiteren Verlauf ein Stück Papier.

Die Marine hat später die Meinung laut werden lassen, ich hätte damals, als mein Einfluß noch etwas galt, eine geschichtliche Stunde versäumt, indem ich auf der Forderung einer einheitlichen Seekriegsleitung nicht bis in die letzten Folgerungen beharrte. Indes nur wer die Wesensart des Kaisers nicht kennt, kann sich einen günstigeren Erfolg davon versprechen, wenn ich mit meinem Ersuchen unmittelbar an den Kaiser herantreten wäre oder den Abschied erbeten hätte. Ersteres hätte der Kaiser doch erst nach Beratung mit dem Kabinettschef entschieden. Letzteres wäre mir sicherlich verweigert worden. Dann aber auf dem Abschiedsgesuch zu beharren, weil eine von mir selbst erbetene Erhöhung meiner Stellung abgeschlagen worden war, verbot sich für mich als Offizier. Ich hätte nur schwere Mißhelligkeit ohne Nutzen erzeugt. Auch die Armee hat zwei Jahre lang auf die von ihr ersehnte Führung warten müssen, und der im Winter 1914/15 vom ersten Vertrauensmann der Armee in dieser Hinsicht geäußerte Wink hat nichts gebessert, sondern nur ihm selbst die Möglichkeit weiteren Wirkens erschwert.

Ich habe getan, was ich konnte; das weitere mußten andere versuchen. Wie sie es taten und mit welchem Erfolg, das kann ich, da ich selbst bei diesen Erörterungen ausgeschaltet blieb, am Besten durch einen mir zur Verfügung gestellten Auszug des Tagebuches des Admirals Bachmann erläutern.

„2. Februar 1915. . . . Der Kabinettschef teilte mir mit, daß ich an die Stelle des Admirals v. Pohl treten sollte. Ich bat, mich, wenn es noch möglich wäre, nicht für diese Stelle in Betracht zu ziehen, weil ich den Posten des Admiralstabschefs im Großen Hauptquartier für ein Un Ding hielte. Die Seekriegsführung ließe sich nach meiner festen Überzeugung nicht von dem weit im Binnenlande befindlichen Großen Hauptquartier aus leiten und dürste nicht abhängig sein von jedesmal einzuholenden Allerhöchsten Entscheidungen. Sie müsse vielmehr einheitlich für alle Kriegsschauplätze durch einen . . . mit den Seestreitkräften in engster Fühlung stehenden Oberbefehlshaber geleitet werden, der mit den weitesten Vollmachten ausgestattet sei und . . . jeden Augenblick selbständig entscheiden . . . könne. S. M. müsse sich de facto des Oberbefehls über die Flotte begeben und sich auf die Erteilung ganz allgemeiner Richtlinien für die

Kriegsführung beschränken. Ich hatte nach den früheren Mobilmachungsbestimmungen überhaupt nie anders gedacht, als daß ein solcher Oberbefehlshaber sofort nach Ausbruch des Krieges ernannt werden würde. Der jetzt bestehende Zustand: Hochseechef, Oberbefehlshaber der Ostseestreitkräfte und Marinekorps auf je einem Kriegsschauplatz befehlighend, dazu der Chef des Admiralstabes im Großen Hauptquartier als sogenannter Leiter . . ., aber ohne jede eigene Befehlsgewalt sei meiner Ansicht nach verderblich und müsse so schnell wie möglich beseitigt werden . . .

Auf die Frage des Kabinettschefs, wer denn nach meiner Ansicht als Oberbefehlshaber in Frage käme, erwiderte ich: . . . Meines Erachtens käme jetzt nur noch der Großadmiral von Tirpitz dafür in Betracht, der Mann, der die deutsche Flotte geschaffen habe und dessen Name unauflöslich mit ihr verbunden sei. Er genösse in der Marine und beim Volke die größte Autorität und besitze die nötigen persönlichen Eigenschaften für diesen wichtigsten Posten der Marine.

Admiral von Müller meinte, Großadmiral von Tirpitz sei 18 Jahre aus dem praktischen Marinedienst heraus und könne daher so große Seestreitkräfte, wie sie jetzt mobil gemacht seien, nicht mehr führen.

Hierauf erwiderte ich: Für die praktische Führung kämen doch in erster Linie der Flottenchef und die Verbandschefs in Frage, außerdem ließe sich das rein Technische der Gesamtführung leicht durch Beigabe eines erfahrenen Stabes bewältigen. Ich sei jederzeit bereit, unter Verzicht auf meine immediate Stellung Stabschef zu werden, wenn man mich dafür geeignet erachte.

Der Kabinettschef erklärte, Großadmiral von Tirpitz als Oberbefehlshaber einzusetzen, sei dennoch ausgeschlossen; er verstehe als Staatssekretär dem Reichskanzler, auch habe er sich während des Krieges mit den Stellen, mit denen er zu tun gehabt hätte, so vielfach überworfes, daß aus seiner Einsetzung als Oberbefehlshaber auch weiterhin Konflikte zu erwarten seien. Außerdem habe er im Seeoffizierkorps viel an Vertrauen eingebüßt, da das Material¹⁾ unserer Flotte nicht allen Anforderungen entsprochen hätte.

Ich wandte ein, daß Großadmiral von Tirpitz doch leicht für die Dauer des Krieges von der Stellung als Staatssekretär enthoben und Admiral von Capelle an seiner Stelle zum Staatssekretär gemacht werden könne, daß meines Erachtens die bisherigen Konflikte des Großadmirals von Tirpitz, deren Ursache mir übrigens unbekannt wäre, im Hinblick auf die Ausschaltung des hochverdienten Mannes aus der Leitung der Marine milder zu beurteilen seien und daß das Urteil der Front über das Material wenigstens in vielen Punkten voreilig und ungerecht sei.

¹⁾ Bezüglich des Materials siehe Seite 113 ff. und Anhang.

Admiral von Müller erklärte schließlich noch, eine solche Neuorganisation ließe sich im Kriege nicht improvisieren, sie hätte, wenn man sie haben wollte, schon im Frieden vorbereitet werden müssen.

Hierauf konnte ich nur sagen, daß sich nach meinem Dafürhalten die Einsetzung des Oberbefehlshabers durch eine Kabinettsorder von wenigen Zeilen machen lassen würde.

Der Kabinettschef brach die Diskussion damit ab, daß er sagte, jetzt sei nichts mehr an der Tatsache zu ändern, daß ich zum Chef des Admiralsstabes ernannt worden sei. . . ."

Mehrere andere hochgestellte Offiziere haben mir von ähnlichen Anläufen berichtet, welche sie mit demselben Ergebnis unternommen hätten. Der tiefere Grund meiner Ausschaltung war der Unterschied der strategischen Grundauffassung zwischen dem Kabinett und mir. Als die Schlacht am Skagerrak endlich der Verdächtigung des Materials, die als Vorwand gegen mich in das Land hinausgetragen wurde, den Boden entzogen hatte, war ich schon verabschiedet und die Gesamtlage zu unseren Ungunsten verwandelt.

Die eigenartige, nicht leicht zu verstehende Persönlichkeit des Kabinettschefs v. Müller hat an den Schicksalen Deutschlands einen unverhältnismäßigen Anteil. Der in Schweden großgewordene und durch eine lange höfische Laufbahn gegangene liebenswürdige, künstlerisch veranlagte, bei den Damen des Hofes und in der Gesellschaft wohlgelittene Mann besaß dabei etwas vom Fanatiker; er war Abstinenzler, Pazifist, Freund von Stead. Er war nicht in erster Linie Seeoffizier. Er hatte im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Sunden das Wesen des Preußentums gerade in seinen edlen und wertvollen Äußerungen nicht in seine Auffassungsweise aufgenommen. Er ist in gewissem Sinn den Versuchungen seiner Stellung erlegen, weil er zu weich war und ein unsicheres Urteil über Personen und militärische Dinge besaß. Bei Rücksprachen ließ er sich leicht überzeugen, aber ebenso leicht von einem Dritten wieder umstimmen. Schöne Redeformen, wie sie Bethmann-Hollweg anwenden konnte, bestachen den selbst sprachgewandten Mann, der, von seiner Macht durchdrungen und im Kabinettswesen lebend, „zwar nicht alles durchsetzen, aber alles verhindern konnte“. Auch er wollte nur das Beste. Es war aber ein Unglück, daß zwei so kongeniale Naturen wie Bethmann und Müller zu so enger Arbeitsgemeinschaft kamen.

Der Kaiser hat den summierten Einfluß der Auffassung beider Herren auf seine eigene an sich meist treffendere Urteilsbildung leider nicht beizeiten erkannt. Er sah vielmehr in Müller gerade einen vorzüglichen Vermittler zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen wie Bethmann und ich es waren. Aber ein Vermittler war Müller gerade nicht, das hatte sich schon in den Friedensjahren gezeigt, denn er trat fast ausnahmslos auf die Seite Bethmanns; er mußte, wie er sich dann auszudrücken pflegte, zu seinem Bedauern gegen seine Couleur stimmen.

Es ist das Wort gefallen: „Ich werde nicht zwischen Mich und Meine Marine einen andern setzen.“ Für die Illusion, daß der Oberste Kriegsherr selber mit der Flotte operierte, waren Naturen am Platze, welche den Kaiser auch gern bei kleineren Unternehmungen bis in die Einzelheiten hinein um seine Weisungen befragten. Der Reichskanzler und der Kabinettschef, welche Pohl fest in der Hand hatten, benützten seine Eigenart, um in ihm die Ressorteiifersucht mir gegenüber ins Krankhafte anschwellen zu lassen. Ich möchte annehmen, daß hierbei das schwere innere Leiden schon beigetragen hat, dem er ein Jahr später erlag. Als ich kurz vor seiner letzten Erkrankung mit ihm zusammen traf, sprach er mir gegenüber sein Bedauern aus, nicht mit mir zusammen gegangen zu sein.

Ich war ins Hauptquartier mit übergesiedelt und blieb daselbst, solange ich noch hoffen konnte, meinen Einfluß auf den Kaiser nicht ganz zu verlieren. Ich habe mich aber dort unter der mir fremden Wesensart der ausschlaggebenden Persönlichkeiten mehr und mehr zerrieben. Jetzt glaube ich, daß die Stellung des Staatssekretärs, die von allen Seiten gedrückt und möglichst ausgehöhlt wurde, eine stärkere geblieben wäre, wenn ich meinen Sitz in Berlin beibehalten hätte. Ein Oberbefehlshaber oder richtiger ein Chef der Admiralität dagegen hätte nicht an einen bestimmten Ort gebunden sein dürfen, sondern je nach den Aufgaben im Hauptquartier, in Berlin, in Wilhelmshaven oder in besonderen Fällen an Bord sich frei bewegen müssen. Daß er etwa immer auf dem Flaggschiff säße, wo er den Überblick über die Zusammenhänge hätte verlieren müssen, wäre ebenso veraltet gewesen, wie wenn ein moderner Armeeführer ständig zu Pferd auf dem Feldherrnhügel hielte.

Ich muß es mir hier versagen zu berichten, welche Schäden der Mangel an Oberleitung und die Selbständigkeit der einzelnen Marine-

stellen und Kriegsschauplätze im einzelnen bewirkt hat. Der tiefste Schmerz blieb für die meisten Offiziere das Ausbleiben der Schlacht, das sie mit schweren Ahnungen für Deutschlands und der Marine Zukunft erfüllt hat. 1806 war die Zeit zu kurz, als daß viele die Katastrophe hätten kommen sehen; hier aber erkannten sie viele.

7

Bei der von der Marine mit Bewunderung aufgenommenen Ernennung Pohls zum Flottenchef hatte der Kabinettschef Bedacht darauf genommen, ihm im Hauptquartier einen Nachfolger zu geben, der sich der Marinepolitik Bethmanns gefügig erwiese. Doch täuschte die Menschenkenntnis des Kabinettschefs ihn wie so oft, wenn er jetzt Admiral Bachmann hierfür geeignet erachtete. Bachmann vertrat vielmehr die in der Marine vorherrschenden Ansichten mit solcher Geradheit, daß ihm seine Stellung als Admiralstabschef bald erschwert wurde und er schon im September 1915 in Admiral v. Holzendorff einen Nachfolger erhielt.

Während seiner Amtsführung hatte es Bachmann erreicht, dem Flottenchef völlige Handlungsfreiheit zu erwirken. Pohl war freilich auf seinem Standpunkt des Ostseekrieges stehen geblieben und glaubte sich an mündliche Direktiven, die ihm der Kaiser mitgegeben hatte, halten zu sollen. Zugleich schienen tatsächlich die Aussichten einer Schlacht sich zu unseren Ungunsten zu verschieben durch den Zuwachs englischer Neubauten und das stärker bemerkbare Zusammenhalten der gegnerischen Gesamtmacht. Der Ubootskrieg trat in den Vordergrund der Operationen, der nach meiner und Bachmanns Auffassung 1915 in der Form nicht zweckmäßig ohne meine Zustimmung durch Pohl und Bethmann eröffnet worden war.

Als Admiral Scheer Anfang Januar 1916 den erkrankten Admiral v. Pohl als Flottenchef ablöste, übernahm er mit dem von ihm erwählten Stabschef v. Trotha das Kommando in dem festen Willen, trotz der ungünstiger gewordenen Kriegslage die Flotte stärker zum Tragen zu bringen. Demgemäß trat er auch der durch die vorangegangene Untätigkeit der Flotte eingetretenen Ermüdung der Geister mit Erfolg entgegen. Die Absicht, zum Schlagen zu kommen, wurde 1916 schon erheblich erschwert durch den von England unter gewaltigen Anstrengungen unternommenen Versuch, unsere Nordseecke von Borkum

bis nach Zütland durch weite Minenfelder gegen unsere Hochseestreitkräfte und Uboote abzuschließen. Um diesen Zweck des Feindes zu vereiteln, mußten wir eine große Organisation schaffen aus Fahrzeugen, welche nach einem bestimmten System Fahrstraßen durch diese Minenfelder offen und gefahrlos halten mußten. Mit der Zeit entwickelte sich hieraus ein äußerst anstrengender, gefahrvoller Dienst, der manches Opfer gekostet, aber bis zum Kriegsende seinen Zweck im Wesentlichen erfüllt hat. Durch diese Fahrstraßen mußte die Flotte hindurch, um in die freie Nordsee zu gelangen und auf gleichem Wege den Rückmarsch bewerkstelligen. Man sieht, wie erschwert die Operationen der Flotte im Verhältnis zu den Vorjahren geworden waren.

Bei einem der weit ausholenden Vorstöße, der ursprünglich in der Richtung auf England geplant war, trafen unsere Kreuzerkräfte, die in ziemlicher Entfernung von unserem Gros standen, vor dem Skagerrak auf die an Zahl überlegenen Kreuzerkräfte der Engländer und griffen sofort an. Schon nach kurzer Zeit stellte sich in dem so entstehenden Kampf eine erhebliche Überlegenheit unserer Schiffe heraus. Es standen anfänglich sechs englische Schlachtkreuzer unseren fünf Schlachtkreuzern gegenüber. Die Luft war zu diesem Zeitpunkt kristallklar, die Gefechtsentfernung zu Beginn etwa 15000 Meter. Achtzehn Minuten nach Feuereröffnung flog der Schlachtkreuzer „Indefatigable“, zwanzig Minuten später die „Queen Mary“ in die Luft¹⁾. Im weiteren Verlauf des Gefechtes erhielten die Engländer eine wesentliche Verstärkung durch fünf neueste, erst im Kriege fertig gewordene Linienschiffe der Queen-Elisabethklasse, deren Heizmaterial, gänzlich aus Heizöl bestehend, diesen Schiffen eine so hohe Geschwindigkeit gegeben hatte, daß sie sich an dem Kreuzergefecht beteiligen konnten. Sie hängten sich an die englischen Kreuzer an und griffen auf hohe Entfernung in den Kampf ein. Bis zu dem Augenblick, wo der englische Admiral Beatty, unsere Schlachtflotte sichtend, eine Kehrschwenkung machte und auf nördlichen Kurs ging, hatte sich die Kampfkraft unseres Geschwaders so gut wie nicht verändert. Das meistbeschädigte Schiff, die „Seydlitz“, hatte drei schwere Treffer erhalten, davon einen 38 Zentimeter, wie sich später aus den Geschossprestigstücken feststellen ließ. Auch ein Torpedotreffer, den dieses Schiff

¹⁾ Man gedenke hierbei der verbrecherischen Ausstreunungen über die angebliche Minderwertigkeit unserer großen Kaliber.

später von einem englischen Zerstörer erhielt, hatte so gut wie keinen Einfluß, da seine Wirkung durch das Torpedolängsschott aufgefangen wurde. In den kommenden Phasen der Schlacht konnte die „Seydlitz“ einen zweimaligen Stoß auf das englische Gros mit Höchstgeschwindigkeit mitmachen, wobei sie noch weitere zwanzig schwere Geschößtreffer erhielt. Trotzdem ist sie mit eigener Maschinenkraft in den Hafen eingelaufen. Aus dem frischen Gefühl der überstandenen Gefahr heraus schickte mir der tapfere Kommandant, Kapitän v. Egidy, zu meiner Freude im Namen der Offiziere und Mannschaften ein warmes Danktelegramm für das ausgezeichnete Schiffsmaterial¹⁾.

Admiral Scheer und sein Stabschef v. Trotha entnahmen aus den Funkenmeldungen, daß das Kreuzergefecht zu einem Zusammenstoß mit der Grand Fleet führen mußte, deren numerische Überlegenheit und in diesem Stadium einheitliche Zusammensetzung aus Linien Schiffen der Großkampfflotte sie voll übersahen. Es bleibt Ihr großes historisches Verdienst, daß sie mit äußerster Kraft der Maschinen zur Schlacht drängten. Sie schätzten die personellen und materiellen Eigenschaften unserer Flotte richtiger ein, als es bisher geschehen war.

Als demgemäß unsere Schlachtflotte die nach Norden ablaufenden englischen Schlachtkreuzer und Linien Schiffe unter Feuer nahm, konnten infolge der „vorlichen“ Position des Gegners außer den Schlachtkreuzern, die sich der Flotte vorgesetzt hatten, nur die Spitzenschiffe der „König“ Klasse unter Admiral Behneke zu Schuß kommen. Der englische Admiral zwang, allmählich von nördlichem Kurse auf östlichen gehend, unsere Spitze gleichfalls zum Abbiegen. Nachdem diese noch vorher in wenigen Minuten den neu hinzugekommenen Schlachtkreuzer „Invincible“ und zwei Panzerkreuzer der „Warrior“ Klasse niedergekämpft hatte, stieß sie plötzlich auf das in Qualm und Dunst liegende, in langer Linie entwickelte Gros der englischen Flotte, die sofort mit sämtlichen Schiffen ein schweres Feuer eröffnen konnte. Die Lage war durch Zufall für unsere Flotte taktisch sehr ungünstig geworden. Nicht nur hätten unsere Schiffe unter dem Feuer der ganzen feindlichen Flotte aufmarschieren müssen, wenn sie in gute taktische Position hätten gelangen wollen, sondern die Beleuchtung war jetzt auch derartig, daß die deutschen Schiffe sich gegen den west-

¹⁾ Dankeskundgebungen von der ganzen Flotte zeigten mir, daß die Erkenntnis vom Wert unserer Schiffe sich in der Feuerprobe durchgesetzt hatte.

lichen Abendhimmel als Silhouetten abhoben, also in den vorübergehenden Augenblicken guter Sichtigkeit ausgezeichnet für die artilleristische Beobachtung dastanden, während umgekehrt der Dunst, der im Osten lag, die Schiffsrümpfe der Engländer so verbarg, daß ihre Stellung fast nur aus dem Aufblitzen der Geschütze erkennbar wurde. Admiral Scheer entzog sich seiner auf diese Weise gefährlich gewordenen Lage, indem er durch gleichzeitige Kehrtwendung mit unserer ganzen Flotte zunächst zurückging, ein Manöver, das im tobenden Geschützfeuer wohl nur wenige Flotten der Welt auszuführen imstande gewesen wären. Er wurde bei diesem Manöver unterstützt durch zwei unserer Torpedobootsflottillen unter Kapitän z. S. Heinrich, welche die gefährliche Lage unserer Flotte erkannten, das Gros der englischen Flotte angriffen und das gesamte Feuer des Feindes auf sich lenkten. Als Admiral Scheer die erforderliche neue Gefechtsformation mit seiner Flotte gebildet hatte, drehte er nochmals auf den Feind zurück, um den Angriffsstoß zu wiederholen. Die eintretende Nacht machte überlegte Kampfformationen alsdann unmöglich. Wenn die englische Flotte in dieser Phase ein Gefühl der Überlegenheit gehabt hätte, so würde sie unserer Flotte unter allen Umständen an der Klinge geblieben sein, denn da wir noch ein älteres Geschwader der Bordreadnoughtperiode bei uns hatten, die englische Flotte aber ausschließlich aus neuen Großkampfschiffen bestand, so waren sie der unserigen auch an Gesamtflottengeschwindigkeit überlegen und verfügten außerdem auch noch über eine Gruppe von Schlachtschiffen mit besonders hoher Geschwindigkeit.

Admiral Scheer, wie auch die ganze Flotte erwarteten unter diesen Verhältnissen mit Bestimmtheit eine Erneuerung des Kampfes am nächsten Morgen. Sie zogen es aber vor, diesen Kampf in größerer Nähe der von Minen freien Fahrstraße zu bestehen, und beschloßen deshalb, in der Nacht sich dorthin in die Nähe von Hornsriff zu begeben. Als der Tag anbrach, war weit und breit die See leer, bis ein Luftschiff meldete, daß ein neuerer größerer Flottenteil weit westwärts im Anmarsch sei. Es hat sich später herausgestellt, daß es sich in Wirklichkeit um das Gros der englischen Flotte handelte, welches aber bald nach Norden abdampfte. Für die Bewegung der englischen Flotte ist wahrscheinlich, daß sie nach Eintreten der Dunkelheit beim Abdampfen nach Westen den Stand unserer Flotte südlich

passierte und daß in etwas weiterem Abstand die Nachhut, bestehend aus Kreuzern und einem großen Teil der englischen Torpedobootsstreitkräfte folgte. Durch die zwischen Gros und Nachhut so entstehende Lücke muß dann unsere Flotte bei ihrem Abmarsch nach Süden durchgestoßen sein. Dadurch entstand aber für die Massen der englischen Torpedoboote unterstützt durch Kreuzer das Glück einer unvergleichlich günstigen Angriffsmöglichkeit auf unsere in langer Linie geschlossen dampfende Flotte. Der Angriff erfolgte mit Tapferkeit, aber wenig Geschick. Unsere „Pommern“, ein Bordreadnoughtschiff, ging dabei verloren. Aber mehrere englische Kreuzer und mindestens sechs Torpedoboote gingen unter dem Feuer unserer Schiffe in hellen Flammen auf, die hoch über die Masten der Schiffe gen Himmel schlugen. Es war, so schrieb mir ein hoher Offizier des Flottenstabes, als ob wir durch eine brennende Allee fuhren. Dazu leuchteten die Scheinwerfer und spielte die Funkentelegraphie. Es ist daher nicht möglich, daß das noch nicht weit abstehende englische Gros im Unklaren über das Verbleiben unserer Flotte war.

Unseren eigenen Torpedobooten wurde eine ähnliche Angriffsmöglichkeit vom Schicksal nicht gewährt, sie fanden in der Nacht die englische Flotte nicht. Ihre große Schulung für solche Lage kam nicht zum Tragen.

Am 1. Juni nachmittags traf unsere Flotte in den Flußmündungen ein, das Personal gehoben und in gewisser Weise überrascht von dem Erfolg und von der bewiesenen personellen und materiellen Überlegenheit. Die meisten hatten gar nicht gewußt, wie gut unsere Flotte war. Sie dachten nach dieser Schlacht, wo die Gunst der Verhältnisse nicht einmal auf unserer Seite war, und wo von der ganzen Flotte nur die Panzerkreuzer und die Spitzenschiffe eines Geschwaders voll zum Tragen gekommen sind, nun an den Erfolg, den wir hätten erwarten können, wenn wir im Anfang des Krieges eine gute Stunde suchten und dann die Flotte einsetzten. Trotz Minderzahl und taktischer Ungunst der Umstände betrug unser Verlust nur ein Drittel des britischen.

Admiral Scheer hat im Laufe des Jahres 1916 noch mehrmals ernstlich versucht, die englische Flotte zum Schlagen zu bekommen. Sie vermied aber ganz offensichtlich eine „costly und precipitated action“, und um bei Scapa Flow oder vor Dover eine Schlacht zu

schlagen, dazu waren die zahlenmäßige Unterlegenheit unserer Hochseeflotte zu groß und die Verhältnisse für uns zu ungünstig.

Besonders bemerkenswert ist ein Vorstoß, der unsere Flotte bis auf dreißig Seemeilen ab von Sunderland heranzuführte und in Fühlung mit der englischen Flotte brachte; sie ging unsererseits durch eine schwere Regenböe verloren. Als es darauf aufklarte, war von der englischen Flotte nichts mehr zu sehen.

8

Mit Einsetzen des scharfen Ubootskrieges am 1. Februar 1917 wurde die Bedrängung unserer Nordseegebiete durch Minenfelder immer stärker, die Schwierigkeit, die Ausgangsstraßen freizuhalten, immer größer. Die dauernde Anwesenheit unserer schweren Streitkräfte zur Deckung der Minensuchverbände wurde mehr und mehr unerlässlich.

Eine Möglichkeit blieb, die bis zuletzt unsere Lage noch hätte umwerfen können. Man konnte den Ubootskrieg völlig unterbrechen, die Uboote zurückziehen und den Versuch machen, sie beim Kampf der Flotten mitzuverwenden. Aber der einmal unternommene Ubootskrieg, der nach allen unseren Nachrichten England stark bedrängte, verlor seine Wirkung, wenn man eine viele Wochen umfassende Pause eintreten ließ und dem Feind für längere Zeit völlig freie Schifffahrt gewährte; man hätte gewissermaßen von neuem anfangen müssen. Dazu war der Nutzen der Uboote in der Schlacht selbst bei den großen Geschwindigkeiten der Hochseeschiffe fast völlig dem Zufall ausgesetzt. Er beruhte mehr im Unsichermachen von Meeresteilen, vergleichbar etwa mit einem beweglichen Minenfelde, und in der Gefahr, welche die Uboote für bewegungsunfähig gewordene Schiffe des Feindes bildeten.

Ob es nicht möglich gewesen wäre, dem Ubootskrieg überraschende wechselnde Wendungen zu geben und dadurch, sowie durch Hinaussenden von Kreuzern das Verteidigungssystem der Gegner zu beeinträchtigen, zeitweise oder teilweise sogar unwirksam zu machen, will ich unerörtert lassen.

Als wir aber die einzige Waffe, welche die Engländer im Oktober 1918 noch stark bedrängte, den Ubootskrieg, dem Verlangen Wilsons opferten, und als Folge davon jeder, der nur etwas Urteil über unsere Feinde und den Sinn des ganzen Krieges besaß, die erbarmungs-

lofesten, schmachvollsten Waffenstillstandsbedingungen erwartete, da entschloß sich Admiral Scheer jene jetzt allein übriggebliebene Möglichkeit einer Verwendung der Uboote für die Flotte auszunutzen. Es war ihm erst vor kurzem unter dem Druck der Verhältnisse und mit Zustimmung des Feldmarschalls Hindenburg endlich gelungen, den Kaiser und den Kabinettschef zu bestimmen, daß die Leitung der Gesamtmarine in seiner Hand vereinigt würde. Eine größere Zahl von Ubooten der Flotte vorausgeschickt und für eine bestimmte Gegend angelegt, konnte immerhin einen gewissen Ausgleich unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit bringen und vor allem nach der Schlacht den Rückzug unserer Flotte decken, wenn sie etwa geschlagen werden sollte. Es sollte, um dem allgemeinen Zurückfluten der Armee in Flandern durch eine offensive Handlung verstärkte Haltung zu geben, ein Vorstoß unserer schnellen Seestreitkräfte nach dem Ostausgange des Kanals unternommen werden, zu deren Deckung die Schlachtflotte selbst, unterstützt durch Uboote und Minenfelder eine Aufnahmestellung an der holländischen Küste einnehmen sollte. Die Möglichkeit einer Schlacht mußte dabei natürlich vorgesehen werden. Kam es wirklich dazu, so konnte bei dieser Anlage die Schlacht mit guten Aussichten angenommen werden, und war das Schlachtenglück uns günstig, so konnte diese besonders gut vorbereitete Unternehmung das Schicksal unseres Volkes noch einmal wenden. Wie aber das Gift der Revolution von den schwachen Lenkern des alten Staates vier Jahre hindurch fast befördert, jedenfalls nicht bekämpft, von der Heimat über die Etappe bis in die Fronttruppen eingedrungen war, so hatte es auch in die Marine Eingang gefunden, ohne daß es äußerlich erkennbar gewesen wäre. Die Revolution brach über die Flotte herein, die Demokratie schlug Deutschland die letzte Rettungsmöglichkeit aus der Hand und rühmte sich ihrer Tat.

Wie falsch mußte ein tapferes Volk geführt worden sein, damit sich seine Sinne so verwirren konnten! Dem Gehorsam, welche der alte Staat seinen Angehörigen zum Guten anerkennen hatte, auch für eine schlechte Sache treu, lieferten jetzt Deutsche die ausgezeichneten Schiffe an den Feind aus. Die Welt möge gerecht urteilen und bedenken, daß dieselben Männer, welche sich unter einer Revolutionsregierung dem Befehle zur Schiffsübergabe fügten, früher Heldentaten vollbracht hatten, wo immer sie es durften.

Das Verschwinden der deutschen Marine hat auch den anderen kleineren Marinen in der Welt die Lebenskraft geraubt. Ihre Bedeutung und ihre Selbständigkeit beruhte auf der Bündnisfähigkeit gegen das englische Monopol. Wir haben dieses weltpolitische Gesetz nie ganz begriffen. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zur See beruht jetzt einzig auf der amerikanischen Marine. Ich glaube aber nicht an die Ernsthaftigkeit der Gegensätze zwischen den beiden angelsächsischen Mächten. Ihr Kapitalismus unterjocht gemeinsam alle übrigen Völker. Und diese haben, um ihre Freiheit zu behaupten, seit dem Zusammenbruch der deutschen Flotte keinen Rückhalt mehr.
